

HORST EVERS

Wäre ich
du, würde
ich mich
lieben



ro.wohlt
e-BOOK

Horst Evers

**Wäre ich du,
würde ich
mich lieben**

Inhaltsübersicht

Mottos

JEDEM ANFANG

WOHNT EIN ENDE

INNE

- Wäre ich du, würde ich mich lieben
- Grippe ist noch viel schlimmer

- Die Chicorée-Salami
- Die Drohung
- So gut möchte man es auch mal haben
- Original Berliner Bubble Tea
- Was nützt dem Wolf die Freiheit,

wenn er das Schaf
nicht fressen darf?

- Die Tafel

DIE BLÜTE DES VERFALLS

- Der werfe die erste
Rolltreppe
- Die
Nazimeerschweinchen
- Wohlfühlshopping

- Flohmarktpädagogik
- Die schönsten
Weihnachtsmärkte
der Welt (Folge
26): Der
Christkindlesmarkt
in Nürnberg
- Frischer Fisch
- Leben und Sterben

auf der Berlinale

- Letzte Sätze
- Aschenputtel de
luxe
- Dicke Füße

GROSSE

ERWARTUNGEN

- Der Unterschied
zwischen Madrid
und Berlin

- Der Supermarkt der Zukunft
- Wurstbrote per Mail
- Ehua-Routine
- Zukunftssplitter
- Das unterforderte Ferienhaus
- Das Tuten

- Pizza Deutschland
- Tauben auf dem Dach
- Das Konzept Berge
- Modernes Theater

TALENT UND WIRKLICHKEIT

- Die schönsten Weihnachtsmärkte

der Welt (Folge 27): Der Wikinger- Weihnachtsmarkt von Rostock

- Die Glückstrinker
vom
Marheinekeplatz
- Das Hobby zum
Beruf gemacht
- Pädagogische

Freiheiten

- Was würde
Dschingis Khan
tun?
- Der Beistellsalat
- Ein besonderes
Talent
- Was YouTube von
mir denkt

- Zelten – ein Abenteuer in drei Triumphen
- Die Geschichte der Räuberei (Folge 263): Die Rhönräuber
- Der flinke Kalle
- Sitzgeschwindigkeit

- Haare auf
Weltniveau
- Der Held des
Umzugs
- Mein Taxifahrer
erklärt
- Tür auf
- Ich war der Kürbis
- Der gütige

Siegfried

GRANDEZZA

- Vorsicht ist besser
als Komfort
- Sortimentsmarmelade
- Alltägliche
Verantwortung
- Der «Ich-hör-gar-
nicht-mehr-zu-
Sack»

- Getauschte Tage
- Das Wittener
Raum-Zeit-
Phänomen
- Man weiß ja, wie
die Leute sind
- Altersvorsorge in
Gütersloh
- Das Etablissement

im Zug

«Es ist sehr schwer, eine schwarze Katze in einem dunklen Zimmer zu finden. Besonders, wenn sie gar nicht da ist.»

Konfuzius

«Ich weiß, dass ich mal

*Dinge gewusst habe, die mir,
bevor ich sie vergessen habe,
überhaupt nichts genützt
haben. Und doch vermisse
ich sie.»*

Jemand in einem grünen
Hemd in irgendeiner Kneipe,
dessen Namen ich leider
mittlerweile vergessen habe.
Genauso wie den der Kneipe.

Nur an das grüne Hemd
erinnere ich mich noch,
wobei ich mir da bei der
Farbe auch nicht ganz sicher
bin.

*«Ich glaube, die meisten
Dinge habe ich nur gelernt,
um besorgt verfolgen zu
können, wie ich sie nach und*

nach wieder vergesse.»

Irgendein anderer, quasi als
Antwort, einige Stunden
später im selben Lokal.

Möglicherweise auch ich
selbst.

*«You will still be here
tomorrow, but your dreams
may not.»*

Cat Stevens, noch mal

deutlich später am gleichen
Abend, als sonst keiner mehr
was gesagt hat, aus der
Musikanlage.

[zur Inhaltsübersicht]

**JEDEM
ANFANG
WOHNT EIN
ENDE INNE**

Wäre ich du, würde ich mich lieben

«Kennen Sie dieses Gefühl, wenn Sie die ganze Zeit total müde sind und trotzdem einfach nicht einschlafen können? So erging es mir im Prinzip während der Pubertät mit meiner Sexualität.»

Die Ärztin schaut mich
lange und fragend an.

«Warum genau haben Sie
mir das jetzt erzählt?»

«Na ja, ich bin nun Mitte
vierzig. Die zweite
Lebenshälfte beginnt. Es
spricht einiges dafür, dass
wir in den nächsten Jahren

viel Zeit miteinander
verbringen werden. Wohl
auch manche Gespräche
führen. Zudem sind Sie die
erste Ärztin, die deutlich
jünger ist als ich. Daher
wahrscheinlich die letzte
Ärztin meines Lebens. Sie
werden mich begleiten, wenn
das Alter Besitz von mir

ergreift. Mich durch lustige
Krankheiten und
entwürdigende
Metamorphosen schiebt.
Wenn ich mich an sämtliche
Bremer Torschützen des
Meisterjahres 1988 erinnere,
aber nicht mehr an den
Beginn des Satzes, den ich

gerade spreche. Wenn die
Kraft nachlässt und das
Gewebe erschlafft,
Schließmuskeln schlampig
zu arbeiten beginnen und für
große persönliche
Enttäuschungen sorgen ...»

«Halt! Halt!», unterbricht
sie mich. «Wenn Sie jetzt
schon alles verraten, nehmen

Sie ja die ganze Spannung
raus. Lassen Sie mir und sich
selbst doch ein bisschen
Vorfreude.»

«Also gut, natürlich. Ich
dachte nur, es wäre vielleicht
ganz klug, Ihnen frühzeitig
ein wenig von mir zu
erzählen. Von meiner

Kindheit, meinem Leben.

Damit ich Ihnen etwas ans
Herz wachse. Damit Sie
mich, wenn bei mir
Selbstbild und
Körperwirklichkeit immer
weiter auseinanderklaffen,
trotzdem bereitwillig,
freundlich und
anteilnehmend dorthin

begleiten, von wo noch nie
ein Mensch zurückgekehrt
ist: ins Alter.»

Die Miene der Medizinerin
verzieht sich keine Sekunde.

«Haben Sie sich das selbst
ausgedacht, oder ist das ein
Zitat?»

«Ich habe ehrlich gesagt

keine Ahnung. Ich zitiere häufig aus dem Kopf, und wenn ich dann google, wer das ursprünglich gesagt hat, stelle ich fest: niemand.

Niemand hat das bislang gesagt. Wissen Sie, dass es eine Studie gibt, nach der mehr als die Hälfte aller berühmten Zitate gar nicht

von den Leuten erdacht
wurden, denen sie
zuschrieben werden?

Manchmal haben die
berühmten Leute diese Sätze
sogar nicht einmal gesagt.
Also häufiger, als man
meint.»

Sie nickt. «Das kenne ich.

Sie würden staunen, wie viele Menschen an Krankheiten leiden, die sie eigentlich gar nicht haben. Manchmal sterben sie sogar daran. Sie sollten nicht so viel über das Alter nachdenken. Aber wenn Sie einen Rat wollen, kann ich Ihnen nur dringend empfehlen, Ihren Körper und

alle Veränderungen ...»

«Ich weiß schon,
anzunehmen und zu
respektieren. Meinen Körper
zu mögen, auch wenn es mir
schwerfällt. Dieses ganze
Zeug.»

«Nee, mit Mögen kommen
Sie da nicht weit. Reicht

nicht. Um glimpflich durchs
Alter zu kommen, müssen
Sie Ihren Körper
bedingungslos lieben. Ihm
alles vergeben, alles
verzeihen, auch wenn er sich
noch so enttäuschend verhält.
Nur wenn Sie blind vor Liebe
sind, wird Ihnen das alles
nichts oder zumindest wenig

ausmachen.»

Vor meinem inneren Auge erscheint ein Bild aus der Vergangenheit. Ich kannte mal eine Katja. Mit Anfang zwanzig war ich einige Wochen mit ihr zusammen. Sie war sprunghaft, extrem temperamentvoll und

wirklich anstrengend. «Wäre ich du, würde ich mich lieben», hatte sie irgendwann gesagt, «weil sonst hält man das mit mir nicht lange aus.» Das stimmte. Obwohl ich es trotzdem nicht lange ertragen habe, hat mir ihr Rat später oft geholfen. Wenn etwas wirklich nicht mehr

auszuhalten ist, hilft nur noch Liebe. Nun soll das also auch noch fürs Altwerden gelten.

«Ich kenne übrigens teilweise Ihre Bücher», beendet meine neue Ärztin den Vorsorgetermin. «Falls ich darin demnächst vorkommen sollte, würde ich

mich sehr freuen, wenn Sie
auf Beschreibungen meiner
starken Kurzsichtigkeit
verzichten, auch auf Witze
darüber und erst recht auf
irgendwelche
Formulierungen wie
«ungläubiges Staunen durch
dicke Brillengläser» oder so.»
«Selbstverständlich,

vielleicht fängt das nächste
Buch sogar mit unserem
ersten gemeinsamen Infekt
an. Sie werden gut
aussehen», verspreche ich ihr
und bekomme zur Belohnung
einen warmen, liebevollen
Blick aus ihren funkelnden
grünen Augen.

Grippe ist noch viel schlimmer

Als ich am Morgen ins Badezimmer komme, stelle ich fest, dass der Spiegel kaputt ist. Das, was er mir als mein Gesicht andrehen will, ist nun wirklich eine bodenlose Frechheit. Erkenne

mich quasi nur am Pyjama
und am Badezimmerregal im
Hintergrund.

Der lustlose Spiegel wirkt,
als hätte ich ihn überrascht,
als wäre er mit der
Darstellung meines Gesichts
nicht einmal halbfertig
geworden. Es sieht maximal
so aus, als hätte jemand mit

einem ganz feinen, dünnen
Bleistift eine Skizze vom
Kopf gemacht, die Skizze
durch Butterbrotpapier
durchgepaust und dann einen
Becher Kaffee darauf
verschüttet. Obwohl, wie
Kaffee sieht es nicht aus,
eher wie verdünnte

Himbeermarmelade. Ja, jetzt
erkennt man es gut. Als hätte
jemand auf das
Butterbrotpapier mit dem
durchgepausten Kopf noch
mit Kaffee und
Graupensuppe verdünnte
Himbeermarmelade
geschüttet.

Frage: «Spieglein,

Spieglein an der Wand – wer
ist der Schönste im ganzen
Land?»

Der Spiegel versteht die
Frage nicht.

Die Freundin meint, ich
sähe schlimm aus. Quasi wie
ein farbloser
Schnapsmatrizenabzug

meiner selbst.

Antworte: «Ich weiß, habe schon mit dem Spiegel gesprochen.»

Sie meint, der Spiegel sei kaputt. Die Tochter habe für ein

Naturwissenschaftsprojekt im Bad einen Pappmaché-Planeten mit einem Gemisch

aus Himbeermarmelade,
Kaffee und Graupensuppe
besprüht und dabei
versehentlich den ganzen
Spiegel gleich mit.

Murmle: «Ach.»

Die Freundin ärgert mich
fröhlich. «Hätte man's
gewusst, hätte sie sich die

ganze Arbeit sparen und
stattdessen einfach deinen
Kopf zur Projektstunde
mitnehmen können. Der
würde zurzeit auch ohne
weiteres als Eins-a-
Marsoberfläche durchgehen.»

Stöhne: «Ich hab Grippe.»

Sie meint: «Das ist
höchstens ein grippaler

Infekt. Richtige Grippe ist
noch viel, viel schlimmer.»

«Schlimmer als das, was
ich habe, ist tot. Mindestens.
Fühle mich wie lebendig
ausgestopft. Als hätte mich
der schlechteste
Tierpräparator der Welt mit
achtzig Kilo Schleim gefüllt.

Nachdem er mich vorher
esoterisch betäubt hat. Also
diese Betäubung, wo einem
nur so eine große
Metallklingschale über den
Kopf gestülpt wird, und dann
schlägt eine sehr kräftige
Person mit einem riesigen
Klößel mal ordentlich
dagegen. Diese Art

Betäubung. Halte rund eine
Woche nach.»

Rufe bei der Ärztin an. Die
Sprechstundenhilfe fragt, was
ich habe.

Sage:

«Uaahhhwwwlallwahlallasch
äää ääähhhh.»

Sie meint: «Hm, das haben

ja im Moment praktisch
alle.»

Röchle: «Genau. So Grippe
eben.»

«Neeneee, das ist nur ein
grippaler Infekt. Richtige
Grippe ist noch viel, viel
schlimmer.»

Na toll. Teile ihr mit,
keinen Wert auf ihre

Vordiagnosen zu legen. Das wollen wir doch mal lieber der Ärztin überlassen, und überhaupt sei so was am Telefon ja wohl nicht seriös zu beurteilen.

Die Sprechstundenhilfe entschuldigt sich für ihre Vorwitzigkeit. Es gebe aber

einen Schnelltest, mit dem
man mit an Sicherheit
grenzender
Wahrscheinlichkeit
feststellen könne, ob es
Grippe oder grippaler Infekt
sei. Ich solle mich doch
einmal nach vorne beugen,
meinen Kopf durch die
gespreizten Beine stecken

und versuchen, mir selbst in die linke Hacke zu beißen.

Lege den Hörer zur Seite.

Bewege den Kopf langsam nach vorn, Richtung Beine.

Verliere das Gleichgewicht, stürze ins Altpapier und rocke dann mit meinem Hintern scheppernd das

Altglas. Höre aus dem Hörer
ein lautes und fröhliches
Lachen. Ziehe mich zum
Telefon, stöhne: «Ich hab's
leider nicht geschafft. Heißt
das, ich habe doch die
richtige Grippe?»

Sie lacht immer noch.

«Nein, nein. Für den Grippe-
Schnelltest bräuchten wir

selbstverständlich eine
Speichelprobe. Das war nur
der Schnelltest, ob Sie eine
miese Körperbeherrschung
haben und ein Idiot sind.
Glückwunsch, beides trifft
zu. Ist aber nur vorläufig,
eine genaue, seriöse,
endgültige Diagnose kann

natürlich nur die Ärztin
stellen.» Dann gibt sie mir
einen ganz schnellen Termin.
Ich glaube, sie mag mich.

Mir wird schwindlig, als
hätte erneut jemand mit
einem riesigen Klöppel auf
diesen großen Klangeimer
auf meinem Kopf
geschlagen. Sinke zurück ins

Altglas. Lächle. Rufe mit
letzter Kraft zur Freundin:
«Mein Plan ist es, innerhalb
der nächsten zwei Stunden
wieder aufzustehen und zur
Ärztin zu gehen. Würdest du,
wenn ich die Wohnung
verlasse, bitte kontrollieren,
ob ich Kleidung trage?»

Sie sagt irgendwas, was ich wegen des Dröhnens der Klangschale nicht verstehe.

Rufe zurück: «Ach ja, und falls ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden nicht zurück bin, habe ich die Sprechstundenhilfe geheiratet und bin mit ihr

durchgebrannt.»

Die Freundin meint:

«Alles klar, vergiss aber
deinen Reisepass nicht!»

Dann schlägt der Klöppel
wieder zu.

Unbestimmte Zeit später
sitze ich mit meinem
grippalen Infekt im
Wartezimmer. Um mich

herum nur Menschen, die
sich offensichtlich
mindestens genauso elend
fühlen wie ich. Niemand sagt
etwas, und doch hört man im
Raum so eine Art Summen.
Als würden sich all unsere
Viren angeregt miteinander
unterhalten:

– Und wie geht's dir so?

– Ach, ich kann nicht

klagen. Seit ich beim Evers untergekommen bin, ist alles geschmeidig. Ich kleistere ihn mit Schleim zu, verpasse ihm Fieberphantasien und lasse ihn nachts nicht schlafen. Das Übliche eben.

Routinejob.

– Ja, muss ja, ne. Ich mach hier auch nichts groß anderes.

– Genau, das übliche Tagesgeschäft. Wenn du willst, komm doch mal vorbei. Für so einen kernigen Nebenvirus ist hier beim Evers immer Open House.

– Gern, klingt nett.

– Ja, kannst ruhig eine

Weile bleiben. Hier lässt sich's leben.

– Neeneee, ich bleib ja nie lange. Wenn du einen Virus mit richtig Sitzfleisch suchst, dahinten ist ein Influenza A/H3N2. Der Buddha unter

den Grippeviren. Wenn der
erst mal irgendwo sitzt, dann
sitzt er. Den kriegste so
schnell nicht wieder weg. Es
gibt Kollegen, die behaupten,
so ganz geht der überhaupt
nie wieder ...

Fühle mich unwohl.

Versuche Sudokus zu lösen.

Die Zahlen verschwimmen

mir vor den Augen. Meine Nachbarin meint: «Ich habe die Zeitschrift zu Hause. Das Sudoku habe ich schon gemacht. Die Lösungszahlen sind null, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht und neun.» Bedanke mich und setze mich um. Ihren

grippalen Infekt möchte ich
mir nun wirklich nicht
einfangen.

Sollte zur Ablenkung
etwas weniger Anstrengendes
als Sudokus machen.

Vielleicht atmen. Ein-aus-
ein-aus-ein-ein-ein ... Mist,
diese Atmerei ist irgendwie
auch zu anspruchsvoll. Der

riesige Klöppel schlägt
wieder gegen die imaginäre
Klangschale auf meinem
Kopf. Endlich. Falle erneut in
Trance. Als das Vibrieren
nachlässt, sitze ich schon im
Behandlungsraum. Die
Ärztin schaut nachdenklich.
Redet mit mir. Wie lange

wohl schon?

«Also, ich verschreib
Ihnen dann erst mal was
gegen die Kopfschmerzen.»

«Na ja, richtige
Kopfschmerzen habe ich
eigentlich gar nicht. Es ist
mehr so eine Kopftaubheit.»

«Glauben Sie mir, Sie
werden auch noch erhebliche

Kopfschmerzen bekommen.
Ganz erhebliche.»

«Hm. Können Sie mir
schon sagen, was ich habe?»

Ihr Blick wird noch
ernster. Sie grübelt, tippt
einiges in ihren Computer.

«Noch nicht. Aber machen
Sie sich keine Sorgen. Wenn

Sie sich einfach ein wenig ruhig verhalten, wird Ihnen nichts passieren. Ich hole Ihnen mal einen Grippetest aus dem Labor.»

Sie verschwindet durch die Tür. Ich stürze zu ihrem Schreibtisch, um auf dem Monitor zu lesen, was sie gerade so nachdenklich

besorgt geschrieben hat.

Donnere mit voller Wucht
mit dem Kopf gegen die
tiefhängende

Schreibtischbeleuchtung.

«Au!!!» Schiebe meinen
dröhnenden Schädel nun
vorsichtig Richtung

Computer und lese: «Sehen

Sie, ich habe doch gesagt, Sie sollen sich ruhig verhalten.

Das Rezept gegen

Kopfschmerzen liegt vorne.»

Die lustige Ärztin kommt zurück. «Na bravo, durch Sie habe ich gerade eine Wette gegen Frau Kalkow, meine Sprechstundenhilfe, die mit Ihnen telefoniert hat,

verloren. Immerhin
bekomme ich so aber am
schnellsten heraus, ob ein
Patient gewillt ist, ärztlichen
Anweisungen Folge zu
leisten oder eben nicht. Frau
Kalkow meinte, der Tiefe-
Lampen-Test wäre bei Ihnen
das Sinnvollste, um zügig ein

Problembewusstsein zu schaffen.»

Reibe meinen Kopf. Die Sprechstundenhilfe hat tatsächlich über mich nachgedacht, sie muss mich wirklich sehr mögen. Lächle, bemerke dann erschrocken, dass die Ärztin offensichtlich die ganze Zeit weitergeredet

hat.

«... Haben Sie das
verstanden?»

«Ääh, ja, natürlich.»

«Schön, wenn Sie sich
wirklich mal ein paar Tage
richtig ruhig verhalten und
Brühe schlürfen, geht das
ganz von allein wieder weg.

Sonst nehmen Sie halt
Medikamente. Rezept liegt
vorne, aber wenn Sie die
Mittel nehmen, bitte
unbedingt genau so, wie ich
es Ihnen gerade erklärt
habe.»

Ich nicke.

«Doch grundsätzlich wäre
es sehr viel besser, wenn Sie

sich und Ihrem Körper ein paar Tage völlige Ruhe gönnen würden. Warum sehen Sie diese Krankheit nicht einfach mal als Geschenk?»

Ja, warum eigentlich nicht? Immerhin gelingt es meinem Geschenk auch drei Tage

später noch, mich stets aufs
Neue zu überraschen.

Vergleichbar vielleicht mit
der Überraschung eines
Boxers, der in Runde vier
oder fünf staunt, dass es dem
Gegner gar nicht langweilig
wird, ihm immer weiter in
die Fresse zu schlagen.
Wenigstens zeigen die

Medikamente Wirkung. Die metallene Klangschaale über meinem Schädel hat sich nun in ein riesiges Popcorn verwandelt. Ein Popcorn, das allerdings noch im heißen Fett brutzelt, und niemand kann sagen, wann es explodiert. Irgendwann muss

es aber explodieren. Das
hoffe ich zumindest, also so
wie man auf eine furchtbare,
unkontrollierbare
Katastrophe hofft, nur damit
sich mal etwas verändert.
Vielleicht hätte ich die
Ärztin doch noch einmal
fragen sollen, wie genau die
Medikamente einzunehmen

sind.

Als mein Freund Peter mich besucht, achte ich peinlich darauf, dass wir uns nicht zu nahe kommen, er nichts berührt oder auch nur streift, mit dem ich Kontakt gehabt habe.

«So einen schlimmen,

schlimmen grippalen Infekt,
wie ich ihn habe», erkläre
ich, «nach einstimmiger
Expertenmeinung übrigens
ein grippaler Infekt, der von
einer richtigen und
ungewöhnlich bösartigen
Grippe eigentlich nur durch
die Bezeichnung zu
unterscheiden ist, also den

wünscht man wirklich
seinem ärgsten Feind nicht.»

Peter stutzt kurz, meint
dann: «Och, ich schon.»

«Was?»

«Na, ich würde das
meinem ärgsten Feind
eigentlich schon gönnen.
Aber hallo!»

Er ist plötzlich ganz
aufgeregt und erklärt mir, er
habe übermorgen Vormittag
zufällig ein Treffen mit
Mitarbeitern der
Investorengruppe, die das
Haus, in dem er wohne,
gekauft habe. Jetzt würden
die wohl aus allen

Wohnungen

Ferienapartments oder

Eigentumswohnungen

machen wollen. Peter findet,

ich könne doch gut

mitkommen zu diesem

Termin, als sein

Rechtsbeistand oder so. Um

dann als Zeichen unseres

guten Willens all diesen

Mitarbeitern mal kräftig die Hand zu schütteln.

Ich winke ab. «Ich bin viel zu krank. Ich kann die Wohnung höchstens verlassen, um zur Ärztin oder zur Apotheke zu gehen. Wenn ich getragen werde, schaff ich's vielleicht auch

bis zum Friedhof.»

Peter lässt nicht locker.

«Du darfst dich nicht der
Verantwortung entziehen.
Das Schicksal hat dir diesen
Virus nicht ohne Grund
geschenkt. Es ist deine
heilige Pflicht, mit ihm für
eine bessere Welt zu
kämpfen. Im Prinzip bist du

jetzt ein biologischer
Kampfstoff.»

«Du meinst, ich bin so was
wie ein Grippe-
Mudschahed?»

«Nee, mehr so was wie
Spiderman. Aber statt einer
mutierten Spinne hat dich
eben ein mutierter Schnupfen

gebissen. Sozusagen. Und
jetzt hast du virale
Superkräfte, die du aber noch
nicht richtig kontrollieren
kannst ...»

Für einen kurzen Moment
überlege ich, ob die Ärztin
dies vielleicht mit dem
Geschenk gemeint haben
könnte. Und wem ich alles so

wirklich gern mal die Hand
schütteln würde. Ich lächle.
Dann jedoch explodiert
endlich das riesige Popcorn
auf meinem Kopf.

Die Chicorée-Salami

«Hui, das riecht aber komisch!», sagt die schöne Paketpostbotin, als sie mir das Päckchen überreicht.

Murmle: «Ich weiß» und gebe ihr das Nachporto. Ich kenne diesen Geruch und das Nachporto schon seit vielen

Jahren.

Vor mehr als zwei
Jahrzehnten war ich mit
meiner damaligen Freundin
bei ihren Eltern in Franken
zu Gast. Zum Frühstück gab
es eine eigenartige Wurst, die
ich nicht essen wollte, die
mir die Mutter der Freundin
dann aber irgendwie auf

meinen Wecken draufgeredet
hat. Die Wurst schmeckte
mir nicht besonders,
eigentlich gar nicht, doch aus
Höflichkeit sagte ich auf
Nachfrage: «Ganz gut ...
eigentlich.» Das war, im
Nachhinein gesehen, ein
schwerer Fehler.

Die Mutter der Freundin
interpretierte dieses «Ganz
gut ... eigentlich» offenbar
als einen emotionalen
Ausbruch des Entzückens
und wandelte es für sich in
die Gewissheit um: «Er liebt
diese Wurst, ohne sie kann er
praktisch überhaupt gar nicht

mehr leben!» Seitdem
schickt sie sie mir in
regelmäßigen Abständen aus
Franken zu. Und während
sich die Tochter bereits vor
fast zwanzig Jahren von mir
getrennt hat, sind mir Mutter
und Wurst bis heute erhalten
geblieben.

Das ist nicht

ungewöhnlich. Ich habe mich
von mancher Frau oder,
besser gesagt, manche Frau
hat sich von mir im Laufe
meines Lebens getrennt, aber
die Mütter haben mir fast
alle bis zum heutigen Tag die
Treue gehalten. Ich bin so
eine Art Lieblingsfreund für

Mütter. Diese Freundin,
Meike, bot seinerzeit sogar
an, mir unsere gemeinsam
angeschaffte
Comicsammlung zu
überlassen, wenn ich im
Gegenzug bereit wäre, der
Mutter gegenüber auf
unbestimmte Zeit als
amtierender Freund

aufzutreten. Dadurch hielt Meike den nachfolgenden Freunden schön den Rücken frei, und die Mutter hatte jemanden, dem sie von Zeit zu Zeit Wurst schicken konnte. Erst als Meike schwanger wurde, erwies sich diese Konstruktion als zu

kompliziert, und sie stellte
ihren neuen Freund nun doch
zu Hause vor.

Das hinderte Meikes
Mutter aber nicht daran,
mich weiterhin sehr zu
mögen und, noch wichtiger,
mir auch weiter
Wurstpäckchen zu schicken.
Die Wurst ist übrigens

eine Chicorée-Salami, eine regionale Spezialität, die es praktisch nur noch in der Metzgerei dieses Dorfs bei Kulmbach gibt. Das heißt, eigentlich gibt es die auch dort schon lange nicht mehr, da der Metzger sie normalerweise nicht mehr

produziert. «Die schmeckt einfach keinem!», soll er zur Begründung gesagt haben, als er sie aus dem Sortiment nahm. «Du bist der Einzige», so hatte die Mutter mir nicht ohne Stolz berichtet, «der diese Chicorée-Salami über alle Maßen liebt. Weshalb ich ja auch den Metzger

immer wieder überrede, ein paar dieser Würste speziell für dich anzufertigen.»

Daher kommen ungefähr alle halbe Jahre diese seltsam riechenden Päckchen bei mir an. Stets zu knapp frankiert, weil die Mutter der fragwürdigen Logik anhängt,

dass sich Postboten bei
Päckchen, bei denen
Nachporto fällig wird, mehr
Mühe mit der Zustellung
gäben. Da sie ja noch Geld zu
bekommen hätten.

Mein Versuch, das
Wurstpäckchen-Problem
unauffällig elegant zu lösen,
indem ich einfach die

Nachzahlung verweigerte und damit das Päckchen retour gehen ließ, ist vor vielen Jahren recht spektakulär gescheitert.

Meikes Mutter hat damals direkt meine Eltern angerufen und ihnen mitgeteilt, ich sei vermutlich

verstorben. Ihre Wurst sei
nämlich zurückgekommen.
Hat sich dann im Übrigen
beschwert, dies von einer
zurückgekommenen Wurst
erfahren zu müssen, man
hätte ihr auch ruhig mal eine
Karte schicken können.

Nachdem mich daraufhin
meine Eltern angerufen

hatten und ich sie mit etwas Mühe davon überzeugen konnte, dass ich noch am Leben war, rief ich wiederum bei Meikes Mutter an, um zu fragen, warum sie bei meinen Eltern und nicht direkt bei mir angerufen habe.

Hierauf meinte sie, die

Vorstellung, bei einem Toten
anzurufen, habe sie einfach
sehr gruselig gefunden,
worauf ich einwandte, dass
ich ja gar nicht tot sei, was
sie aber nur bestärkte: «Ja
eben, dass du trotz deines
Todes noch lebst, macht die
Sache ja noch mal
gruseliger.»

Seit diesem Erlebnis zahle
ich einfach das Nachporto
und arrangiere mich eben mit
der seltsam riechenden
Chicorée-Salami.

Meine heutige Freundin
meint, ich solle vielleicht
einmal ein offenes Wort mit
Meikes Mutter reden. Ihr die

Wahrheit sagen: dass ich sie schon mag, aber die Wurst eigentlich gar nicht. Doch das wäre schon rein mathematisch nicht sinnvoll. Ich würde quasi zugeben, sie zwanzig Jahre angelogen zu haben, bekäme also für einen Moment der Wahrheit ungefähr zwanzig Jahre Lüge

raus. Das rechnet sich doch nicht. Auch die Mutter hätte nichts von der Wahrheit, im Gegenteil, ich würde ihr nur die Erinnerung an zwanzig gute Jahre mit guter Wurst versauen.

Also warte ich geduldig,
bis meine Tochter

irgendwann einen höflichen,
schüchternen jungen Freund
hat, dem ich dann ein paar
Scheiben von dieser
Chicorée-Salami aufs Brot
quatschen kann. Und sobald
er etwas sagt wie: «Ganz gut
... eigentlich», ist er dran.

Nachtrag: Kürzlich fragte
mich eine Leserin, ob alle

meine Geschichten eigentlich
so richtig wahr wären. Also,
ob die genau so passiert seien
oder ob ich mir nicht doch
vieles einfach ausgedacht
hätte. Beziehungsweise, da es
ja vermutlich eine Mischung
wäre, wie groß denn so
durchschnittlich der Anteil

von Wahrheit und der Anteil
von Fiktion in meinen
Geschichten jeweils sei. Da
ich das recht häufig gefragt
werde, möchte ich hier
einmal die Gelegenheit
nutzen und ein für alle Mal
erklären: Alle meine
Geschichten sind komplett
wahr, zu einhundert Prozent,

Wort für Wort.

Aber, diese Einschränkung
gestehe ich zu, sie sind nicht
ganz genau so passiert.

Leider. Oder auch Gott sei
Dank.

Das Problem ist, bei allem,
mit dem man so den Tag über
konfrontiert wird, erlebt man

doch nur selten wirkliche
Wahrheit. Meistens, das
kennt jeder, passiert nur
Zeug. Eigenartiger, skurriler,
oft nerviger Kram.
Überflüssiges, tagesaktuelles,
bedeutungssimulierendes
Realitätsgehupe. Die
Wahrheit muss man sich da
schon selbst dazudenken.

Oder kurz gesagt: Wer
Wahrheit sucht, wird in der
Wirklichkeit selten fündig.

Dennoch fußen aber fast
alle meine Geschichten auf
tatsächlichen Erlebnissen –
die dann noch von mir ein
wenig mit Wahrheit
ausgeschmückt werden. Der

Anteil von Realität und
Wahrheit variiert natürlich
von Geschichte zu
Geschichte. Aber um einen
ungefähren Eindruck des
üblichen Verhältnisses zu
vermitteln, schildere ich jetzt
mal das reine Erlebnis,
welches zur «Chicorée-
Salami-Geschichte» geführt

hat, exakt so, wie es
tatsächlich passiert ist. Die
Realität ohne beschönigende
Wahrheit:

«Hmm, das riecht aber gut!»,
sagt die schöne

Paketpostbotin, als sie mir
das Päckchen überreicht.

Also genau genommen sagt

sie nicht «Hmm», sondern
eher «Hä», und auch nicht
«Das riecht aber gut!»,
sondern «Das riecht aber!».
Und es ist auch nicht die
schöne Paketpostbotin,
sondern ein offenkundig
angetrunkener, unrasierter
Expresspaketzusteller, der
von seinem skrupellosen

Arbeitgeber auf skandalöse
Weise ausgebeutet wird, sich
dafür aber bei ihm rächt,
indem er abends Dinge isst,
die dafür sorgen, dass sich
ihm versehentlich zu nahe
gekommene Kunden
verzweifelt fragen, was
dieser Mensch nur gegessen

haben kann, dass seinem
Atem noch am nächsten Tag
eine derart furchteinflößende,
betäubende Kraft innewohnt,
die dem Inhalt des Pakets
nun wirklich in nichts
nachsteht. Zudem ist er selbst
für einen Expresszusteller
eher leger gekleidet. Ob sein
Hemd nun eine Art Uniform,

ein Pyjamaoberteil oder auch beides ist, bleibt unklar, ist aber für den reinen Akt der Paketzustellung natürlich irrelevant.

Nachdem er mir also mit den Worten «Hä, das riecht aber!» das Paket übergeben hat, teilt mir der

Expresszusteller weiter mit,
er sei übrigens der neue
Mieter der Gewerberäume im
Souterrain, habe heute
Morgen für mich dieses
Paket angenommen, von der
schönen Paketpostbotin, aber
weil das ja so rieche, jetzt
noch mal geklingelt und sich,
da ich durch die

Gegensprechanlage
geantwortet hätte,
entschlossen, es mir einfach
hochzubringen.

Nuschle freundlich: «Das
dachte ich mir schon, dass
Sie der neue Mieter der
Gewerberäume unten sind.»

Er fragt, ob ich wisse, was

in dem Paket da so stinke.

Ich sage: «Ja, ich weiß,
was in dem Paket da so
stinkt.»

Er wartet.

Ich warte auch. Denke,
unglaublich, womit man so
alles seine kostbare
Lebenszeit verbringt. Frage
ihn, was für ein Gewerbe er

denn im Souterrain eigentlich
ausüben wolle.

«Na, ein Dschuhs-Hostel.»

«Ein was?»

«Ein Dschuhs-Hostel, eine
Unterkunft für jugendliche
Berlinbesucher aus aller
Welt, Dschuhs-Hostel! Noch
nie gehört?»

«Doch, doch, aber so, wie Sie es jetzt ausgesprochen haben, hatte ich für einen Moment gehofft, Sie meinen tatsächlich ein Juice-Hostel, also so was wie eine Saft-Herberge, quasi eine Art Getränkelager. Eben junge Getränke aus aller Welt, die

Berlin besuchen.»

Er schaut beleidigt, wie
eine nicht gegessene
Salatbeilage auf dem
Steakteller. «Nee, ich mein
aber ein Dschuhs-Hostel.»

«Hm, soweit ich den Laden
da unten kenne, hat der
höchstens zweihundert
Quadratmeter. Ist das nicht

ein bisschen klein für ein
Youth-Hostel?»

«Ach, wenn man die
beiden Kellerräume noch
dazunimmt, sind das schon
fast zweihundertfünfzig, und
wenn man die Kosten gering
hält, kann man auch mit nur
zweiunddreißig Betten ein

durchaus profitables

Dschuhs-Hostel führen.

Meine Devise ist: Klein, aber
fein. Ich setze da mehr auf so
einen familiären Charme.»

Überlege, ob familiärer
Charme bedeutet, dass es
schon vorher
verwandtschaftliche
Verhältnisse gibt, also bevor

zweiunddreißig Personen auf
maximal zweihundertfünfzig
Quadratmetern gemeinsam
wohnen, oder erst danach.

Doch das ist vielleicht auch
Privatsache. Frage ihn, ob er
sich schon etwas fürs
Frühstück in seinem
Kellerhostel überlegt hat.

Zufällig hätte ich nämlich
Zugriff auf eine sehr
exklusive fränkische
Wurstspezialität.

«Klingt interessant»,
antwortet der zukünftige
Herbergsvater. «Wie
schmeckt die denn so?»

«Genau so, wie sie
riecht!», sage ich und zeige

aufs Päckchen. «Ich hab das Gefühl, das könnte genau Ihr Geschmack sein.»

Und so war es dann auch.

Die Drohung

Am Morgen liegt eine Leiche vor der Wohnungstür. Denke: Na wunderbar, das haste nu vom frühen Aufstehen. Da meint man, der Frühling steht vor der Tür, und stattdessen liegt da der Tod. Als wenn mich der Frühling nicht

ohnehin schon immer
irgendwie schwermütig
machen würde. Das wird von
einer toten Maus auf der
Fußmatte ganz sicher nicht
besser.

Erkundige mich bei
Freundin und Tochter, ob
vielleicht eine von ihnen eine
tote Maus bestellt hat. Beide

versichern mir glaubwürdig,
dass dem nicht so sei. Sie
glauben sogar, ich würde
einen Scherz machen.

Warum sollte ich? Sehe ich
aus wie jemand, der vor
sieben Uhr morgens Scherze
macht? Wenn es nach mir
ginge, würde ich vor sieben

Uhr morgens gar nicht
existieren.

Hole ein Kehrblech,
schiebe die Maus drauf und
zeige sie dann zum Beweis
den beiden, die übrigens noch
im Bett liegen. Es kommt
zum Streit. Für die Uhrzeit
ein viel zu lauter Streit.
Zudem weiß ich gar nicht, ob

Streit überhaupt der richtige Begriff ist, wenn nur die eine Seite die andere anschreit.

Der Kern der an mich gerichteten Vorwürfe:

- a) Ich sei eklig, würde
- b) meinen Scherz bei

weitem übertreiben und solle

- c) doch um Gottes willen

das Kehrblech gerade halten.

Wobei, wenn das jetzt wirklich sooo wichtig war, war es natürlich ziemlich dämlich, mich dermaßen anzuschreien. Klar, dass ich mich dadurch erschrecke. Also in einer Heftigkeit erschrecke, dass ich dann auch das Kehrblech

unabsichtlich ... also vor
Schreck ... wer kennt das
nicht?

Obwohl die Berührung nur
ganz kurz war, musste ich
später die gesamte
Bettwäsche wechseln und die
Matratzen ausklopfen. Dabei
war es fast gar kein Kontakt,

eher nur ein Streifen ohne
wirklichen Verweilmoment.
Aber bei Kleinnagern in der
Wohnung oder im Bett
zeigen Damen, gleich
welcher Generation, ja
tendenziell eher wenig
Interesse an rationalen
Bewertungen.

Mich bannte sowieso

längst mehr das Rätsel. Ich
weiß natürlich, dass tote
Tiere beispielsweise in
Mafiafilmen klare
Botschaften transportieren.
Ein toter Singvogel in der
Post heißt, man spricht mal
besser nicht mit der Polizei.
Ein Pferdekopf im Bett,

glaube ich, man soll sich von
einer bestimmten Frau
fernhalten, wohingegen ein
abgestochener Ziegenbock
im Kofferraum bedeutet –
weiß ich jetzt gar nicht mehr
genau, ich glaube, «Vorfahrt
achten!» oder so etwas in der
Art. Ich dachte also, was
jeder vernünftige Mensch

denken würde. Ich dachte:
Was in Gottes Namen will
mir die Mafia mit einer toten
Maus auf der Fußmatte
sagen? Doch obwohl ich
daraufhin mehrere
Mafiafilme sichtete, kam ich
zu keinem brauchbaren
Ergebnis. Beschloss

schließlich: Die werden sich
vertan haben. Kann ja mal
passieren. Falsch verbunden
sozusagen. Blöd nur für den,
der in Kürze mit Betonfüßen
in der Spree versenkt wird
und sich zu Recht wundert,
warum ihm eigentlich
niemand vierundzwanzig
Stunden vorher die

obligatorische tote Maus auf die Fußmatte gelegt hat. Na, der wird sich ärgern. Seine Familie wird vom Verfall der Sitten sprechen. Solche Klagen führt man in diesen Kreisen ja schnell.

Ich hätte das Ganze bald wieder vergessen, wäre es

nicht drei Tage später noch
mal erheblich ekliger
geworden. Da liegt nämlich
erneut eine Maus auf der
Fußmatte. Diesmal jedoch
schon einigermaßen zerfetzt.
In quasi vier Teilen läppert
sie so über die Fußmatte. O
guck mal, denke ich, die
Mafia stottert!

Als ich aber die Mausteile
aufs Kehrblech heben will,
steht sie plötzlich direkt vor
mir. Völlig regungslos, mit
einem leicht angewiderten,
fast spöttischen Blick starrt
sie mich an und schnurrt
gelangweilt: die Katze von
Janni Schneider, der jungen

Pharmaziestudentin, die vor drei Monaten im ersten Stock eingezogen ist.

Kurze Zeit später, also circa dreißig Sekunden später, spreche ich Frau Schneider auf diesen Vorfall an. Sie nickt traurig und schuldbewusst. So etwas habe sie leider schon

befürchtet. Hildegard von
Bingen, also ihre Katze,
stromere im Hof rum und
habe leider die
Angewohnheit, Mäuse oder
Vögel zu fangen und dann ins
oberste Stockwerk zu
bringen. Die Katze meine das
als Geschenk. Sie, also Frau

Schneider, habe leider auch keine Ahnung, wie man ihr das abgewöhnen könne. Ob es mich denn wirklich sehr störe, wenn mir Hildegard von Bingen alle drei, vier Tage eine tote Maus oder einen Vogel auf die Fußmatte legen würde?

Muss zugeben, dass ich

dazu bislang noch gar keine
so gefestigte Meinung habe.

An dieser Stelle sollte ich
kurz erwähnen, dass ich ein
Bauernhofkind bin. Der Tod
von Tieren war für mich
schon immer eine der
normalsten Sachen der Welt.
Mit fünf Jahren hatte ich

meine erste, ganz bewusste
Begegnung mit dem Tod. Das
war, als der Zuchtbulle
Apollo, den mein Großvater
für unsere Kühe gemietet
hatte, während seiner Arbeit
einen Herzinfarkt erlitt und
direkt verstarb. Ein schöner
Tod, meinten damals viele
im Ort. Aber was wissen die

schon? Ich glaube ja, so schön ist das gar nicht.

Außerdem kennen Lebende den Tod doch ohnehin nur vom Hörensagen. Und selbst das meist nicht aus erster Hand. Mich hat diese Todesursache seinerzeit jedenfalls einigermaßen

verstört. Zumal mein Großvater mir zuvor erklärt hatte, der Zuchtbulle Apollo würde mit unseren Kühen nur zusammen singen, und dadurch bekämen diese in einigen Monaten Kinder, also Kälber. Ich fand das völlig einleuchtend, und auch er dachte, dies sei eine kluge

Erklärung, da Bulle und Kühe
ja bei der Zucht einen
gehörigen Lärm
veranstalteten.

Nach Apollos Tod jedoch
ergaben sich hieraus sehr
viele Fragen für mich.

War es möglich, dass man
durch gemeinsamen Gesang

sterben konnte? Wie
funktionierte dieser Tod
durch Gesang? Galt das auch
für Menschen? Und wenn ja,
galt es nicht nur für das
Sterben, sondern auch für das
Kinderkriegen, bekamen also
auch Menschen durch
gemeinsamen Gesang
Kinder? Und falls ja, warum

hatten dann beispielsweise
Cindy und Bert nicht
Tausende von Kindern?

Mein Großvater erklärte
mir später, Apollo sei einfach
nur sehr müde gewesen. Aus
Geldgier habe ihn sein
Zuhälter, also der Besitzer
des Zuchtbullen, einfach viel

zu oft singen lassen.

Wie dem auch sei. Ich
erlaube mir diese
Abschweifung nur, um mein
Verhalten zu erklären. Als
Bauernhofkind, für das tote
Tiere etwas völlig
Natürliches, Normales sind,
schlug ich nämlich vor,
Hildegard von Bingen

einfach einschläfern zu lassen und dafür eine neue, besser erzogene Katze zu besorgen. Das schien mir alles in allem sehr vernünftig und durchdacht.

Haben aber nicht alle so gesehen. Im Gegenteil. Plötzlich war ich der Böse.

Bei Frau Schneider und auch in der eigenen Familie. Daher werde ich nun, zur Buße, etwas tun müssen, was ich meinem Großvater niemals hätte erklären können. Ich werde gemeinsam mit Frau Schneider und Hildegard von Bingen jemanden aufsuchen, von dem ich bis vor kurzem

nicht mal wusste, dass wir
einen gemeinsamen Planeten
bewohnen: einen
Katzenpsychologen, der
wohl, wenn ich es richtig
verstanden habe, durch eine
Art Hypnose Hildegard von
Bingen davon abbringen will,
tote Mäuse vor unsere Tür zu

legen. Oder, wenn das nicht
klappt, mich dazu bringen
möchte, dass ich mich
entweder über die toten
Mäuse von Herzen freue oder
sie gar nicht mehr sehe oder
doch vielleicht sogar vor
sieben Uhr morgens noch gar
nicht existiere oder noch mal
irgendwas anderes. Ich bin

sehr gespannt.

Nur eines möchte ich noch erwähnen. Zwei unserer Kühe sind damals trotz allem noch schwanger, also trächtig geworden. Vom Erlös eines der beiden Kälber wurde später mein erstes Fahrrad gekauft, mit dem ich

Fahrradfahren gelernt habe.
Bis heute denke ich daher
jedes Mal, wenn ich mich im
Frühling wieder aufs Rad
schwinge, welch hohen Preis
Apollo einst dafür gezahlt
hat, dass ich heute diese
schöne Kunst des
Fahrradfahrens beherrsche.
Und auch deshalb macht

mich der Frühling ohnehin
schon immer ein wenig
schwermütig.

So gut möchte man es auch mal haben

Während des Elternabends
erfahre ich, dass es in gut
zwei Wochen einen
Studentag geben wird. Für
die Lehrer. Für die Kinder
bedeutet das schulfrei, und
für die Eltern, dass sie sich

überlegen müssen, wie sie die Kinder an diesem Tag versorgen. Ich mache nie große Pläne für solche Tage, irgendwas ergibt sich schon, oder man hängt sich einfach an die Ideen anderer dran. Andere Eltern sind da anders. Die haben manchmal sogar ganz ausgefeilte, raffinierte

Pläne.

Bevor wir
auseinandergehen, fragt mich
Sergejs Vater sehr laut und
quer durch den Raum, ob es
denn stimme, dass ich mich
bereit erklärt hätte, mit den
Kindern am Studientag ins
Schwimmbad zu gehen.

Antworte schlagfertig:

«Häh?»

Er strahlt mich an: «Ja, wenn du sowieso den Tag über nichts zu tun hast, kannst du dir doch mal einen richtig schönen, entspannten Vormittag mit den Kindern im Schwimmbad machen.»

Ich präzisiere meine erste
Antwort durch fassungsloses
Schweigen.

Nun kommen auch alle
anderen Eltern und
beglückwünschen mich.

«Was für eine schöne Idee!

Mal tagsüber ins

Schwimmbad gehen können,

na, das ist doch toll. So gut
möchten wir es aber auch
mal haben.»

Finde meine Sprache
wieder. Sage: «Ich will nicht
ins Schwimmbad!»

Die anderen Eltern reden
jetzt erheblich lauter, damit
sie mich nicht hören können.
«Das wird bestimmt nett im

Schwimmbad. Für ihn doch auch ganz schön. Und so gesund.»

Rufe noch mal: «Ich will nicht ins Schwimmbad!»

Niemand hört mich. Die Eltern unterhalten sich angeregt und verlassen den Klassenraum: «So eine

schöne Abwechslung, auch für ihn, ins Schwimmbad, der hat aber auch immer ein Glück.»

Die Tür fällt ins Schloss.
Dann höre ich, wie sie schnell und kichernd weglaufen.

Meine Freundin ist am nächsten Abend total

überrascht. «Hätte ich ja nicht gedacht. Du erklärst dich tatsächlich bereit, mit den Kindern ins Schwimmbad zu gehen?»

«Ich hab mich nicht bereit erklärt.»

«Die anderen sagen, du freust dich da total drauf.»

«Ich freue mich auf gar nichts, mir hört bloß keiner zu.»

«Also bitte, alle anderen sagen, du freust dich total. Nur du musst natürlich wieder deine Extrameinung haben. Hältst du es nicht für möglich, dass auch einmal

die gesamte restliche Welt
im Recht ist und
ausnahmsweise du dich
täuschst?» Sie lacht.

Na toll, da offensichtlich
wirklich alle – außer mir –
großen Spaß daran haben,
wenn ich mit den Kindern ins
Schwimmbad gehe, mache
ich es eben. Wenn es

furchtbar wird, habe ich
wenigstens recht gehabt. Ein
schlimmer halber Tag für
einmal recht haben, das ist
ein akzeptabler Kurs.

Rund zwei Wochen später
bekomme ich am U-Bahnhof
Möckernbrücke neun
zehnjährige Kinder

angeliefert. Nach dreißig Minuten bin ich mir nicht mehr sicher, ob der Kurs wirklich so gut ist.

Am Kottbusser Tor bemerkt Sergej, dass er seinen Schwimmbeutel auf der Bank an der Möckernbrücke liegen gelassen hat. Alle steigen aus

und fahren die drei Stationen zurück. Dort wartet schon ein Mann vom Wachschutz neben dem Schwimmbeutel. Er schimpft, redet von Bombengefahr. Wären wir nur fünf Minuten später gekommen, hätte er die Linie 1 sperren und den Beutel

sprengen lassen. Dabei
zwinkert er mir zu, die
Kinder jedoch sind fasziniert.

Ich erkläre, es seien nur
Schwimmsachen im Beutel.

Er lächelt: «Ah, tagsüber
schwimmen gehen können.

Ja, so gut möchte ich es auch
gern mal haben.»

Nachdem wir zwei

Stationen gefahren sind, teilt mir Karoline mit, jetzt habe sie ihren Schwimmbeutel liegen lassen. Allerdings absichtlich. Sie wolle das mit dem Sprengen mal sehen. Die Schwimmsachen habe sie deshalb auch extra vorher rausgenommen.

Die anderen Kinder sind begeistert. Wir steigen am Kottbusser Tor wieder aus und fahren erneut zurück.

Karoline fällt ein, dass ihr Name auf dem Beutel steht. Mitja vermutet, das sei ein Hinweis, mit dem die Polizei eine Beziehung zwischen

dem Beutel und Karoline herstellen könne. Karoline wird unruhig.

An der Möckernbrücke ist weit und breit kein Beutel zu sehen. Jetzt weint Karoline. Ich beruhige sie, erkläre, dass vermutlich jemand den Beutel mitgenommen oder weggeworfen hat. Die Kinder

jedoch sind nicht dieser
Meinung. Sie verkünden
lautstark, die Polizei suche
sicher bereits nach Karoline.
Akin weiß, dass in solchen
Fällen direkt Interpol
eingeschaltet wird, und Leo
rät der zehnjährigen
Karoline, vorerst lieber nicht

mehr mit Kreditkarte zu zahlen oder irgendwo Fingerabdrücke zu hinterlassen.

Trotz allgemeiner höchster Erregung kann ich die Kinder überreden, ein drittes Mal Richtung Schwimmbad zu fahren.

Warum tue ich das?

Karolines Mutter ruft auf
meinem Handy an. Sie habe
auf dem Weg zur Arbeit am
U-Bahnhof Möckernbrücke
den leeren Schwimmbeutel
ihrer Tochter gefunden. Nun
mache sie sich ein wenig
Sorgen, ob bei uns alles in
Ordnung sei.

Sage den einzigen Satz,
den besorgte Mütter hören
wollen: «Hier ist alles super,
nur Karoline vermisst ihre
Mutter ein bisschen.» Ein
Satz, mit dem ich immer, bei
allen Müttern, auf sehr gute
Resonanz gestoßen bin.

Die Mutter lacht: «Ach ja,

ihr habt bestimmt einen
Mordsspaß, und da kann so
ein Schwimmbeutel schon
mal hopsgehen. Tagsüber
schwimmen gehen können,
so gut möchte ich es ...»

Ich lege auf.

Zehn Minuten später sind
wir tatsächlich am
Schwimmbad angekommen.

Ich bin erleichtert. Aber nur für sehr kurze Zeit. Denn bald schon werde ich mir wünschen, wir hätten den gesamten Tag zwischen Möckernbrücke und Görlitzer Bahnhof in der Hochbahn verbracht.

Das Schwimmbad ist voll.

Aber so richtig voll. Logisch,
schließlich ist Studenttag,
und deshalb sind jede Menge
verbitterter Eltern mit ihren
und anderen Kindern mal
tagsüber im Schwimmbad.

Schon als wir den
Umkleidebereich betreten,
schlägt uns die erste Wolke
warme, feuchte

Schwimmbadluft entgegen.
Es setzt direkt diese dumpfe
Schwimmbadbetäubung ein.
Mit Hitzewallung. Als
würden einem auf den ganzen
Körper frisch gebratene
Spiegeleier gelegt. Nur von
der Wirkung her ist es eben
bei weitem nicht so erotisch.

Ich schwitze. Die Kinder
schreien. Nicht aus Panik
oder Freude. Mehr aus einer
Art Tradition heraus. Wenn
man im Schwimmbad ist,
schreit man eben. Kinder
haben ein feines Gespür für
solche Traditionen. Ich
schwitze. Will mich sofort

umziehen, aber Akin hat sich
am Ellenbogen gestoßen,
muss erst getröstet werden.
Sergejs Schließfach klemmt.
Jule ist heiß. Mathilda kriegt
ihre Doppelschleife nicht auf.
Ich schwitze. Akin hat sich
am Knie gestoßen. Selin hat
Durst. Leo, Naomi und
Karoline sind fertig, wollen

endlich ins Schwimmbad.
Sergejs Schließfach ist jetzt
verbogen, Akin hat sich am
Fuß gestoßen. Ich schwitze.
Leo, Naomi und Karoline
behaupten, sie seien schon
seit bestimmt zwei Stunden
fertig. Mitja will seine
Badehose nicht anziehen,

Mathilda weint wegen der
Doppelschleife, möchte
wieder nach Hause. Sergej
prügelt auf sein Schließfach
ein. Akin hat sich am Kopf
gestoßen. Ich schwitze.

Andere Eltern brüllen, wir
sollten endlich den
Umkleidebereich verlassen.
Mathilda ist jetzt wieder

komplett angezogen, will
sofort raus. Sergej schreit mit
hochrotem Kopf das
Schließfach an. Akin hat sich
den Rücken gestoßen. Mitja
will in Unterhose ins Wasser.
Selin sagt, ich sähe eklig aus,
weil ich so dermaßen
schwitze ...

Mir wird schwarz vor
Augen.

Als ich wieder zu mir
komme, sind wir plötzlich
doch alle im Schwimmbad.
Hätte ich das gewusst, wäre
ich früher ohnmächtig
geworden.

Aber es ist wahr. Wir sind

wirklich im Schwimmbad.

Merke es am Lärm. Jetzt ist es noch mal viel, viel lauter.

Denke: Würde man rund um den neuen Flughafen Schönefeld ausschließlich Schwimmbäder bauen, würden sich die Passagiere der abfliegenden Flugzeuge wahrscheinlich über den

Lärm der Schwimmbäder
beschweren.

Mitja weint, weil ein
anderes Kind gesagt hat,
seine Badehose sei schwul.
Sage Mitja, das sei Quatsch,
Badehosen könnten nicht
schwul sein. Und selbst
wenn, eine schwule Badehose

sei ja wohl nichts

Schlimmes. Er solle den
anderen einfach ignorieren.

Juri sagt, ihm sei
langweilig, er wolle lieber
bei mir sitzen. Sage: «Is'
okay!» Akin hat sich eine
Rippe gestoßen. Sergej will
an sein Schließfach. Juri sagt,
ich sei viel toller als sein

Vater. Winke verlegen ab.

Ein dreieckiger Mann kommt mit Mitja, fragt, ob ich Mitja gesagt hätte, er solle seinen Sohn verprügeln. Erkläre:

Natürlich nicht, «ignorieren» hätte ich gesagt. Mitja meint, er habe gedacht, ignorieren und verprügeln, das sei das

Gleiche. Der dreieckige
Mann fragt, ob er mich auch
mal ignorieren solle?

Erkläre, sein Sohn habe
gesagt, Mitjas Badehose sei
schwul. Er meint: «Na und,
das ist ja wohl kein Grund.

Deshalb muss man sich doch
nicht aufregen!»

Sage: «Na, wenn das so ist:

Ihre Badehose ist übrigens auch schwul.»

Alle Kinder lachen. Auch das vom dreieckigen Mann. Er schaut sehr böse, regt sich dann aber tatsächlich nicht auf.

Juri sagt, er gehe nicht mehr zu seinen Eltern, er

bleibe ab jetzt für immer bei
mir. Bin ein bisschen
beunruhigt. Akin hat sich am
Brustbein gestoßen. Schicke
ihn los, um alle
zusammenzuholen, wir
müssen aufbrechen. Als die
anderen eintrudeln, fragen
sie, wer eigentlich dieser Juri
sei.

Rufe bewährt schlagfertig:

«Häh?»

Meine neun Kinder gehen
schulterzuckend zum
Umkleidebereich.

Juri klammert sich an
mein Bein, verkündet, er
bleibe für immer bei mir.

Bitte Juri, er solle zu

seinen Eltern zurückgehen.

Juri weigert sich. Frage Juri,
ob er mein Bein loslassen
würde, wenn ich ihm ein Eis
oder Pommes spendiere. Juri
überlegt, sagt dann traurig:
«Beides.»

Als ich Pommes und Eis
kaufe, lacht der
Kioskbesitzer: «Na, Juri,

haste wieder einen Doofen gefunden?» Juri schaut sehr zufrieden.

Beim Ausgang hat sich Akin das Handgelenk gestoßen. Frage Akin, ob es überhaupt einen Körperteil gebe, den er sich heute noch nicht gestoßen habe. Akin

lacht. Dann stößt er sich das Ohr.

Als die dankbaren Eltern ihre Kinder vor dem Schwimmbad in Empfang nehmen, fragen sie, wie es war. Sage den einzigen Satz, den dankbare Eltern hören wollen: «War super, hat Spaß gemacht. Sind tolle Kinder!»

Weil ich ganz genau weiß,
nur wenn ich das so und nicht
anders behaupte, besteht die
Möglichkeit, dass sich
nächstes Jahr jemand anders
bereit erklärt, mit den
Kindern ins Schwimmbad zu
gehen.

Original Berliner Bubble Tea

Bernhardt, ein
vergleichsweise ziemlich
weitläufiger Bekannter, hat
ein neues Projekt. Er will
einen original Berliner
Bubble-Tea-Laden eröffnen.

Diese Lokalidee ist

einfallreicher, als es beim
ersten Hören klingt. Zwar
will auch er irgendwie
Bubble Tea anbieten, wie es
ja mittlerweile Tausende von
Läden und Getränkebuden in
dieser Stadt machen. Aber
sein Bubble-Tea-
Etablissement wird eben
nicht so asiatisch

daherkommen, sondern eher mit original Berliner Flair.

Was die Einrichtung anlangt, aber vor allem auch die Getränke selbst. Bei ihm sind dann beispielsweise in dem Tee statt der Bubbeln so ganz, ganz, ganz, ganz kleine Fleischbouletten. Original

berlinerisch eben. Aber viele
unterschiedliche Farben
werden die natürlich auch
haben, und diese breiten
Strohhalme, mit denen man
die kleinen Boulettchen
Stück für Stück rauszuppen
kann, soll es sowieso geben.
Das Ganze will er anbieten in
den Geschmacksrichtungen:

Kreuzberg, Neukölln,
Friedrichshain, Marzahn und
«Außerhalb des S-Bahn-
Rings». Wie «Außerhalb des
S-Bahn-Rings» schmecken
soll, weiß er allerdings noch
nicht. Wahrscheinlich vom
Geschmack her eher dünn
besiedelt. Auf Wunsch gibt

es selbstverständlich auch
Latte boulette macchiato to
go. Weitere Variationen und
Spezialitäten sind in Arbeit.

Auch ein Logo für das
Berliner Bubble-Tea-Original
gibt es schon: «BBO» steht
drauf, und es erinnert ein
wenig an «BBI», das alte
Flughafen-Logo. Entwickelt

hat es Peter, der mir von
Bernhardts Idee erzählt hat.
Er will mich überreden, in
dieses Geschäft zu
investieren. Peter selbst ist
auch schon dabei. Er überlegt
wohl tatsächlich, seine
zweite Lebenshälfte –
beziehungsweise das

Mitteldrittel, wie es Peter selbst nennt – als Investor und Unternehmensberater, speziell für Jungunternehmer, zu verbringen.

Angefangen hat alles damit, dass in dem Kreuzberger Haus, in dem Peter Mieter ist, immer mehr

Wohnungen in
Ferienapartments
umgewandelt wurden. Das
ging ihm gehörig auf die
Nerven. Nicht nur weil diese
Umwidmung mittelfristig die
Mietpreise hochtreibt,
sondern auch weil die
Partydichte erheblich steigt.

Außerdem scheint das
Prinzip der deutschen
Mülltrennung wohl nicht
allen Besuchern vertraut,
nicht einmal die
Basistrennung zwischen
Mülltonne und Treppenhaus.

Eigentlich wollte Peter
seine Wohnung deshalb
möglichst teuer

untervermieten und selbst, wie er es nannte, «billig in Süd-Tempelhof wohnen gehen» (Berliner Verlaufsform). Um mehr Miete nehmen zu können, plante er allerdings noch, die Dielen abzuschleifen. Er hatte jedoch kaum die

Schleifmaschine angeworfen,
da stand auch schon ein
hessischer Familienvater vor
der Tür: «Ich bin mit meiner
Familie nur für eine Woche
in Berlin – müssen Sie denn
ausgerechnet in dieser
Woche den Boden
abschleifen?»»

Peter äußerte Verständnis,

meinte aber, er habe die
Maschine nun schon
gemietet, und irgendwann
müsse er den Boden
schließlich mal abschleifen.
Der Familienvater bot ihm
nach kurzer Diskussion
hundertfünfzig Euro, wenn er
dies eine Woche später tue.

Peter willigte ein, unter der Bedingung, dass er zumindest noch das kleine Eckchen, in dem er nun schon angefangen habe, fertig machen dürfe.

Nur Minuten nachdem der Familienvater gegangen war, stand der Nächste vor der Tür, diesmal ein kanadischer

Berlin-Urlauber: «Ich bin nur eine Woche in Berlin, können Sie nicht vielleicht nächste Woche ... dieses Abschleifen ist schon sehr laut ...»

Nach knapp zwei Stunden hatte Peter rund siebenhundert Euro von den verschiedenen

Ferienapartment-Bewohnern
seines Hauses zusammen.
Eine Woche später kamen
dank seines gewachsenen
Verhandlungsgeschicks und
noch größerer, lauterer
Schleifmaschinen bereits
über neunhundert Euro
zusammen.

Mittlerweile lebt Peter

ganz gut vom wöchentlichen
Nichtabschleifen seiner
Dielen. Ab und an ist es
natürlich notwendig, die
kleinen, bereits
abgeschliffenen Flächen
wieder mit Bodenfarbe zu
überstreichen. Um sich
sozusagen nicht seiner

Geschäftsgrundlage zu
berauben. Aber sonst läuft es
ganz gut. Mehr noch: Peter
überlegt schon, ob er das
nicht als Gewerbe anmelden,
also auch in anderen
Mietshäusern mit vielen
Ferienapartments sein
lautstarkes Nichtabschleifen
der Fußböden anbieten soll.

Aber wahrscheinlich ist er
klug genug, sich mit einer
Wohnung zu begnügen und
die Überschüsse in andere
erfolgversprechende
Geschäftsideen zu
investieren. Denn als
künftiger
Unternehmensberater weiß er

natürlich auch: Zu viel
Wachstum macht so ein
junges mittelständisches
Unternehmen ja oft schnell
wieder kaputt.

Was nützt dem Wolf die Freiheit, wenn er das Schaf nicht fressen darf?

In Cottbus, Ecke

Bahnhofstraße/Erich-

Weinert-Straße, steht ein

Mann an der Kreuzung und
wartet. Als die Ampel grün

wird, gehe ich rüber, er bleibt stehen. Gehe gegenüber in den Kiosk, und als ich wieder rauskomme, steht er immer noch da. Mehrere Grünphasen müssen mittlerweile vergangen sein, auch jetzt ist gerade wieder eine, links und rechts drängen sich die Leute an

ihm vorbei, aber er bleibt einfach stehen. Als ich auf dem Rückweg wieder an ihm vorbeikomme, spreche ich ihn an:

– Entschuldigung, aber gibt es einen Grund, weshalb Sie bei Grün nicht die Straße überqueren?

Er schaut mich
erschrocken an, sagt:

– Was nützt dem Wolf die
Freiheit, wenn er das Schaf
nicht fressen darf?

Ich denke, ach Gott ja, was
frag ich auch. Will gerade
weitergehen, als er plötzlich
ruft:

– Entschuldigung! Fluss
durch Luzern mit fünf
Buchstaben?

– Was?

– Fluss durch Luzern mit
fünf Buchstaben?

– Ähm, Reuss.

– Reuss?

– Ja, Reuss, wie der

Fußballer, nur mit doppeltem
«S».

– Welcher Fußballer?

– Marco Reus, Borussia
Dortmund.

– Was hat der denn mit
Luzern zu tun?

– Nichts, der Fluss heißt
nur so.

– Welcher Fluss?

– Der durch Luzern.

– Oh, den suche ich,

wissen Sie zufällig, wie der
heißt?

– Reuss.

– Wie der Fußballer?

– Ganz genau, nur mit
doppeltem «s».

Er holt ein Kreuzworträtsel

raus, schaut, sagt dann:

– Nee, das kann aber nicht sein, das muss was mit fünf Buchstaben sein.

– Reuss ist mit fünf Buchstaben.

– Ja, aber nur, wenn man's auch so schreibt.

– Was?

– Außerdem haut das nicht

hin. Das muss mit «H»
anfangen.

Er zeigt mir das
Kreuzworträtsel. Brauche
einen kurzen Moment, da
mehrfach mehrere
Buchstaben in einem
Kästchen stehen, aber dann
erkenne ich das Problem.

– Das liegt daran, dass Sie
bei männlicher Hase
Haserich geschrieben haben.
Das muss aber Rammler
heißen.

– Ich weiß, aber ich
schreibe nicht gern solche
Worte.

– Bitte?

– Rammmler, das schreib ich einfach nicht gerne, da schreib ich lieber Haserich.

– Ja, dann isses aber verkehrt.

– Ja, aber das isses mir wert.

Es wird grün. Er drückt mir plötzlich das

Kreuzworträtsel in die Hand
und rennt über die Kreuzung.
Ich bleibe irritiert zurück. Es
wird rot, dann grün, dann
wieder rot. Ein älterer Mann
spricht mich an.

– Entschuldigung, aber
gibt es einen Grund, weshalb
Sie bei Grün nicht die Straße
überqueren?

Ich schaue erschrocken
und sage:

– Was nützt dem Wolf die
Freiheit, wenn er das Schaf
nicht fressen darf?

Er lacht.

– Okay, kein Problem, der
Fluss durch Luzern heißt
Reuss, geben Sie mir einfach

das Kreuzworträtsel, ich übernehme für Sie, dann könne weiter.

Gebe es ihm und gehe langsam wieder meines Weges. Nach einigen Schritten höre ich es plötzlich laut hinter mir rufen:

– Was nützt dem Wolf die

Freiheit, wenn er das Schaf
nicht fressen darf?

Denke: Meine Herren,
Cottbus ist doch sehr viel
eigener, als man so meint,
aber in Berlin glaubt einem
das wahrscheinlich wieder
kein Mensch.

Die Tafel

Der Hausmeister meiner
früheren Grundschule
schreibt mir, die Grundschule
werde entkernt und zu einem
Fitnessstudio – inklusive
Rückenschule – umgebaut.
Ich will gar nicht darüber
lamentieren, was es über den

Wandel der
Bevölkerungsstruktur in
ländlichen Gebieten aussagt,
wenn dort jetzt aus
Grundschulen Rückenschulen
werden. Ich möchte es nur
einmal bemerkt haben.

Der Hausmeister jedenfalls
hat so viele Mailadressen wie
möglich von ehemaligen

Schülern ausfindig gemacht,
um diesen zu schreiben, dass
er bald jede Menge
Gegenstände aus der alten
Grundschule bei eBay
versteigern würde.

Und da war sie dann.

Zwischen Flötotto-Stühlen
und -Tischen, diversen

Braunholzrollschränken und
der
Schnapsmatrizenmaschine
leuchtete auf dem Foto:
meine alte Schultafel. Die
alte Schiefer-Grundschultafel
aus Raum 24, unserem
Klassenzimmer. Die Tafel,
an der Herr Gühlke immer
oben links die Zuspätkommer

aufgeschrieben hat. Und auch
die, die Unfug veranstalteten.
Wo man den ganzen Schultag
lang seinen Namen lesen
konnte, wohl wissend, dass
jeder, der dort aufgelistet
war, am Ende mit einer
Strafe bedacht werden würde.
Die Tafel, vor der ich wer

weiß wie oft verzweifelt und
ahnungslos stand. Auf dem
Holzboden, der, vom
Angstschweiß von
Generationen verwirrter,
orientierungsloser
Grundschulkinder längst
mürbe und knorrig geworden,
mit seinem gequälten
Knarzen die lähmende Stille

des Unwissens zu einer
Dolby-Surround-Stille
machte. Denn die stillste
Stille wird noch sehr viel
stiller und unheimlicher,
wenn zwischendrin ein
Boden knarzt. Und dieser
Boden knarzte wie ein
betrunkenener, schnarchender

Dachs.

Es löste Diskussionen aus,
als die Spedition vor der Tür
stand und ich der Familie
gestehen musste, dass ich,
einem inneren Drang
folgend, bei eBay meine alte
Schiefer-Grundschrifttafel
(«gut erhalten, wenngleich
mit sichtbaren

Gebrauchsspuren») ersteigert
hatte. Für gerade mal 4,72
Euro! Plus dann allerdings
noch mal 63,50 Euro
Versandkosten. Die Familie
vertrat die Auffassung, wir
bräuchten gar keine
Grundschrifttafel in der
Wohnung. Es folgte eine

hitzige, unerfreuliche
Debatte.

Im Prinzip war es wie
damals, als ich ein Modell
der Melkmaschine
ersteigerte, mit der ich in
meiner Kindheit Kühe
melken gelernt hatte. Auch
da gab es schon diese
halbgare Leier von wegen

«Im vierten Stock ohne Tiere braucht man doch so eine Melkmaschine gar nicht wirklich» oder «Wenn du auch noch planst, eine Kuh zu kaufen, gibt es richtig Ärger». Tātā tātā tātā: Das übliche Zeug eben.

Alles, was recht ist, aber

wenn man anfängt, so zu argumentieren, manövriert man sich früher oder später in eine Ecke, wo dann gar keine landwirtschaftlichen Nutzgeräte mehr gekauft werden. Aber egal.

Niemand wollte oder mochte die Tafel, weshalb ich sie in mein kleines

Arbeitszimmer stellen
musste.

Und dann begann es.

Nachts hörte man plötzlich
grausige, unheimliche
Geräusche. Das Knarzen
genauso wie dieses schlimme
Geräusch nasser Kreide, die
quietschend über die

Schiefertafel gezogen wird.

Ich rannte ins Zimmer, doch da war niemand, nicht einmal Kreide lag da.

Kurz darauf wurde es allerdings noch unheimlicher. Denn wenn ich morgens erst nach acht ins Zimmer kam, stand links oben an der Tafel mein

Name. Der Name des
Zuspätkommers. Wie von
Geisterhand geschrieben. Vor
acht war alles gut. Doch
wehe, ich war auch nur eine
Minute zu spät, dann stand
dort mein Name, und alles an
diesem Tag ging schief. Der
Bus fuhr mir vor der Nase

weg, Geschäfte schlossen
Sekunden vor meinem
Eintreten, in der
Rathauskantine war mein
Wunschessen, direkt bevor
ich dran war, aus. Immer
kam ich zu spät. Bei allem.
Und nachts war das
geheimnisvolle Quietschen
der nassen Kreide noch mal

lauter.

Es stellte sich heraus, dass
ein Fluch auf meiner alten
Grundschultafel lag. Das
jahrelange Leid der
Zuspätkommer hatte sich tief
in die Seele der Tafel
eingefressen.

Wir ließen einen

Exorzisten für
Grundschulgegenstände
kommen, aber der meinte, es
sei zwecklos. Der Fluch des
Zuspätkommens sei schlicht
unumkehrbar in die Tafel
eingebrannt. Nur ihre völlige
Zerstörung könne dafür
sorgen, dass die, die mit ihr
in Kontakt gekommen seien,

nicht für alle Zeiten zu spät
dran wären.

Also brachten wir sie
schweren Herzens zum
Recyclinghof, wo sie
verschrottet wurde. Ein Teil
meiner Kindheit. Einfach
verschrottet.

So traurig hätte die

Geschichte eigentlich enden
können. Aber als ich hörte,
dass ausgerechnet dieser
Recyclinghof den
allergrößten Teil der
neugewonnenen, also
recyclten Rohstoffe für den
Bau des neuen
Großflughafens Berlin-
Brandenburg geliefert hat,

bekam ich dann doch ein
bisschen ein schlechtes
Gewissen.

[zur Inhaltsübersicht]

DIE BLÜTE DES VERFALLS

Der werfe die erste Rolltreppe

In der Zeitung gibt es wieder einen Bericht über den Flughafen Schönefeld. Man wird demnächst wohl eine weitere Verlegung des Eröffnungstermins bekannt geben. Wahrscheinlich wird

es jetzt der Herbst 2014, oder
sie verschieben es doch auf
2015 oder 2016 oder
vielleicht gleich nach
Leipzig. Zunächst sind sie
aber noch damit beschäftigt,
die Mängel aufzulisten. Das
wird erst mal fünf oder sechs
Monate dauern. Mindestens.
Ich finde das gut. Das Ganze

hätte auch viel schlimmer kommen können.

Im Sommer 2012, als dieser Flughafen ja eigentlich hätte eröffnet werden sollen, war schon alles vorbereitet. Einladungen verschickt, Catering organisiert, Kulturprogramm, Luftschau,

Kinderfest. Es war alles, alles fertig. Insofern fand ich es einigermaßen umsichtig, dass die Betreiber so vier oder fünf Wochen vor der Eröffnung sich doch einmal den Flughafen angeguckt haben. Wie weit der denn eigentlich ist. War mir sehr sympathisch, weil ich das

immer ganz genauso mache.
Kurz bevor es losgeht,
einmal durchatmen und in
Ruhe gucken: «Haben wir
auch wirklich alles? Ist an
alles gedacht? Gibt es
Brandschutz? Sind auf allen
Gebäuden Dächer?»

Denn das wäre noch viel

peinlicher gewesen. Den Flughafen eröffnen und nach zwei, drei Tagen Betrieb guckt einer hoch und sieht: «Ach, kein Dach!» Dann wäre es richtig unangenehm geworden. Man hätte ja nicht mehr sagen können, dass man nicht fertig geworden sei, eben weil man bereits

eröffnet hätte. Also hätte man sich Begründungen aus den Fingern saugen müssen, Sätze wie: «Ja, das ist eben so ein offenes Konzept. Ohne Grenzen, ohne Dach, denn es ist ja ein Flughafen, da wollten wir eine direkte Verbindung zum Himmel

herstellen. Ohne störendes
Dach, ein ganzheitlicher
Flughafen, bei dem man sich
schon während des
Eincheckens in der Schlange
freut: ‹Guck mal, da oben, im
Himmel, da bin ich gleich!
Ist auch frei gerade, wie
schön!› Natürlich ist hierauf,
auf diese ‹Ohne-Dach-

Vision», auch unser gesamtes Brandschutzkonzept abgestimmt. Es muss halt regnen, aber dann greift alles ineinander.»

Solche Erklärungen wären mir noch viel unangenehmer gewesen. Da finde ich den jetzigen Umgang ehrlicher

und würdevoller. Gut, den Hauptbahnhof hat man seinerzeit auch eröffnet, obwohl das Dach nur halb so lang wie der Bahnsteig war. Aber in der Innenstadt ist es auch nicht so windig wie in Schönefeld. Da macht so ein bisschen Regen den Reisenden praktisch nichts

aus. Wie überhaupt der
Überdachungswahn bei
Bahnhöfen und
Bahnhofsvorplätzen noch
mal ein ganz anderes Thema
ist. Der allgegenwärtige
Überdachungswunsch geht ja
mittlerweile so weit, dass
schon Bahnhöfe für horrend

Summen unterirdisch gebaut werden, um wirklich die totale Überdachung sicherzustellen. Mit staatlicher Beteiligung. Nicht wenige sprechen schon vom Überdachungsstaat.

Doch das ist ausnahmsweise mal nicht ein Problem von Schönefeld.

Rund zwanzigtausend
Mängel hat man bisher
festgestellt. Teilweise
ziemlich spektakuläre wie
die zu kurzen Rolltreppen.
Davon gibt es wohl mehrere
zwischen den einzelnen
Stockwerken. Viele Berliner
fragen sich, wie so etwas

passieren kann. Ich nicht. Ich kenne solche Phänomene durchaus von manchem Ding, das ich in meinem Leben gebaut habe. Auf einmal fehlt irgendwo ein Stück. Das geht ganz schnell. Auch und gerade bei Rolltreppen. Wer hat das denn noch nicht erlebt? Ein Zollstock misst

halt nun mal nur zwei Meter.

Da muss man natürlich

anhalten, nach zwei Metern.

Dann hat man gerade keinen

Bleistift, also hält man den

Daumen hin, und während

man den Zollstock

weitschiebt, muss nur mal

einer was rufen, man dreht

sich leicht, der Daumen
rutscht in der Bewegung ein
bisschen nach oben und:
zack!, fehlt später so ein
Stück. Also ich würde sagen,
wem das noch nicht passiert
ist, der werfe die erste
Rolltreppe.

Ich fände es wirklich
spannend, diese Rolltreppen

mal zu sehen oder auch die
absackenden Böden. Wäre
auch bereit, dafür zu zahlen.
Ich glaube, viele andere
Menschen ebenfalls. Ich
kenne einige. Mit
entsprechenden Führungen
könnte man da sicherlich ein
Gutteil der Mehrkosten

wieder auffangen. Zumal das Licht ja ohnehin Tag und Nacht brennt.

Das war auch ein Mangel, den ich faszinierend fand.

Als die Bauleitung mitteilen musste, sie wisse leider nicht, wie man das Licht ausmachen könne. Solche Probleme sind doch auch

Chancen. Daraus könnte man eine schöne «Challenge» entwickeln, wo Menschen aus aller Welt nach Berlin kommen, und jeder versucht mal, hier am Flughafen das Licht auszumachen. Viele kämen bestimmt mit eigenen Schalterkonstruktionen. So

was wäre ein Ereignis. Man könnte einen richtigen Bürgerflughafen propagieren, bei dem jeder mitbauen darf.

Aber wahrscheinlich werden sie einfach heimlich weiterbauen. Das wird auch gehen. Irgendwann werden sie es schon schaffen. Davon bin ich überzeugt.

Irgendwann wird irgendwo
irgendwie irgendwas eröffnet
werden. Es ist noch immer
irgendwo irgendwie
irgendwann irgendwas
eröffnet worden. Man wird
schon gar nicht mehr dran
denken. Man wird beim
Frühstück sitzen, die Zeitung

blättern und plötzlich
ausrufen:

– Ach, guck mal, jetzt

haben sie's eröffnet!

– Was?

– Na, den Flughafen, jetzt

ist er eröffnet.

– Welcher Flughafen?

– Na, der Flughafen,

weißte doch, hat doch Opa

immer von erzählt ...

– Was ist denn ein

Flughafen?

– Na, früher, wenn man

verreisen wollte, da gab es so

Flugzeuge, und für die

brauchte man einen

Flughafen, und der ist jetzt

eröffnet.

– Ach. Und machen sie das mit den Flugzeugen dann auch wieder?

– Nee, das wäre ja doof für die Umwelt. Nein, nein, sie schreiben, es sei der weltweit erste Flughafen, der schon bei der Eröffnung ein Museum ist. Das ging jetzt

mal wirklich schnell.

Die Nazimeerschweicher

Als ich kürzlich in alten
Notizen blätterte, bin ich auf
einen Entwurf für einen
Roman oder Film gestoßen,
den ich im Alter von
sechzehn oder siebzehn
Jahren angefertigt haben

muss. Im Groben geht es bei der Geschichte um eine Gruppe von Neonazis, die irgendwie auf die Esoterikschiene geraten sind und nach Indien reisen. Dort erlangen sie Geheimwissen und finden heraus, dass die Seelen von Hitler, Goebbels, Göring und Himmler in den

Körpern von
Meerschweinchen
wiedergeboren wurden.
Zuvor hatte ihr Geist
natürlich schon jede Menge
andere Lebensformen
durchlaufen, doch das wird
nur am Rande mit so einem
Rückblendezeitraffer erzählt.

Tatsächlich finden die
Neonazis dann irgendwann
die Tiere mit den
Altnaziseelen, und ein wenig
kann man die
selbstverständlich auch am
Äußeren erkennen. Also das
Hitlermeerschweinchen hat
eben diesen typischen Bart

und bellt eher abgehackt, als
dass es quiekt. Goebbels ist
klein und zieht ein Bein nach.
Die Schweine Göring und
Himmler hingegen sind
einfach furchtbar dick und
strecken immer aufgeregte die
rechte Vorderpfote aus.

Die jungen

Rechtsradikalen machen

dann die
Nazimeerschweinchen zu
ihren Chefs und wollen unter
ihrer Führung die
Weltherrschaft erringen. Der
israelische Geheimdienst und
der amerikanische
Geheimdienst bekämpfen die
Meerschweinchen, wollen sie

gefangen nehmen und vor ein Gericht stellen. Es treten aber auch noch Tierschützer auf den Plan, und es entbrennt eine ethische Diskussion darüber, ob Tiere generell geschützt werden sollten, selbst wenn sie nachweislich Nazis sind. Am Ende spitzt sich alles zu, es explodiert

sehr viel, und
Meerschweinchen der
Résistance besiegen mit
Hilfe von Hamstern und
Chinchillas die Nazitiere,
die, wie sich zeigt, aus der
Geschichte überhaupt nichts
gelernt haben.

Der Film ist damals nicht

realisiert worden.

Insbesondere auch, weil kein Tiertrainer in der Lage war, aus einem Meerschweinchen einen einigermaßen glaubwürdigen Hitler-Darsteller zu machen. Das Konzept des Rassismus und Rechtsradikalen ist Meerschweinchen einfach

von Grund auf fremd. Man kann da praktisch gar nichts machen.

Heute allerdings, mit den modernen Möglichkeiten der Computeranimation, könnte man das

Nationalsozialistische vielleicht einfach auf die

Meerschweinchen
draufrechnen lassen. Müsste
eigentlich gehen. Oder man
lässt herausragende
Schauspieler die Nazis
darstellen und rechnet ihre
Körper und ihre Mimik dann
in Meerschweinchen um. Ein
Bruno Ganz als
pixelanimierter

Meerschweinchen-Hitler
beispielsweise. Eventuell
müsste er das sogar nicht mal
neu spielen, sondern man
bearbeitet einfach das
vorhandene Material. Also
falls ein einflussreicher
Filmemacher dies zufällig
liest, Interesse hat und sich

das zutraut: Ich könnte das
Drehbuch jederzeit
auffrischen.

Wohlfühlshopping

Am Bahnhof in Bernau gibt es ein riesiges

Einkaufszentrum, an dessen Fassade ganz groß steht:

«Wohlfühlshopping».

Es gibt so Wörter, die man einmal hört oder liest, und obwohl man eigentlich gar

nicht richtig weiß, was das
jetzt genau ist, machen einem
schon diese Wörter an sich
irgendwie Angst:

«Triebkopfschaden»,

«Rentenversicherungslücke»,

«Leberzirrhose»,

«Currywurstsmoothie»,

«Wohlfühlshopping».

Einige Leute mit großen

Einkaufstaschen steigen in
unseren Regionalzug. Die
haben offensichtlich am
Wohlfühlshopping
teilgenommen. Ein Kind
quengelt, will noch schnell
was aus dem
Süßigkeitenautomaten auf
dem Bahnsteig. Der Vater

erklärt: «Du hattest schon
Eis, einen Hamburger, einen
Schokomuffin und Cola.»

Das Kind brüllt: «Genau, nie
krieg ich etwas aus dem
Automaten!»

«Wohlfühlshopping».

Natürlich nennen sie das nur
so, um davon abzulenken,
was Einkaufen wirklich ist.

Nämlich Stress, nervend und
teuer. Einkaufen kostet
praktisch immer Geld. Klar,
sonst hieße es ja auch
Klauen. «Wohlfühlklauen».
Schönes Wort, aber dafür
wirbt keiner. Dabei gäbe es
bestimmt einen Markt dafür.
Der berühmteste Revolver

im Wilden Westen hieß
«Peacemaker», also
Friedensmacher. Ich finde,
das ist formal so ähnlich wie
«Wohlfühlshopping».
Mogelnamen gab es schon
immer und überall. Würde
man den Peacemaker heute in
Deutschland herstellen und in
einem Einkaufscenter

verkaufen dürfen, würde man
ihn wahrscheinlich
«Wohlfühlwumme» nennen.

Wenn die Bahn eine
Umleitung fahren muss,
nennt sie das seit einiger Zeit
nicht mehr «Umleitung» oder
«riesiger, lang andauernder
Umweg», sondern

«alternative
Streckenführung». Das durfte
auch ich kürzlich bei einer
anderen Fahrt erleben,
mittels einer freundlichen
Durchsage: «Wegen einer
alternativen Streckenführung
hat dieser Zug zurzeit eine
Verspätung von circa
hundertfünf Minuten. Im

Bordbistro erhalten Sie daher kostenlose Freigetränke.»

«Kostenlose

Freigetränke.» Ich an deren Stelle wäre ja lieber auf Nummer sicher gegangen und hätte gesagt:

«Kostenlose Freigetränke für umsonst. Für Bahncard-

Inhaber zusätzlich gratis.
Bahncard-100-Kunden
können alle Angebote
kombinieren und erhalten
weitere fünfzig Prozent
Ermäßigung.»

Vielleicht heißt es
demnächst auch im
Krankenhaus: «Wegen eines
alternativen

Operationsverlaufs haben wir
Ihnen statt des Blinddarms
leider den linken Arm
entfernt. Am
Stationsautomaten bieten wir
Ihnen daher Freigetränke an.
Bitte nutzen Sie den
Automaten mit der
praktischen

Einhandbedienung.»

In Cottbus gibt es ein
großes Einkaufszentrum, das
heißt schlicht und einfach
«Blechen». Finde ich super.
Ehrlich und anständig.

«Blechen» – so muss man
eine Kaufhalle nennen! Auch
«Latzen» fände ich gut oder
«Zahlemann und Söhne». Das

würde mir gefallen. Nix mit
«Paradies» oder «Arkaden»
oder anderen Prunknamen.
Stattdessen ein «Muss-ja-
hilft-ja-nix-Kaufen» im
«Dick-was-abdrücken-
müssen-Center». Das wäre
quasi eine Wahrhaftigkeit der
Seinsbeschreibung

menschlicher

Konsumwirklichkeit,

aufgrund der auch Heidegger

mal ohne weiteres ein Paar

Socken hätte kaufen können.

Flohmarktpädagogik

Bin mit der Tochter auf dem Flohmarkt. Sie hat sich extra etwas von dem Geld mitgenommen, das sie von den Großeltern zum Geburtstag bekommen hat. Offensichtlich hegt sie große Pläne. Gleich am ersten

Stand entdeckt sie zwei
Lucky-Luke-Comics. Der
ungefähr vierzehnjährige
Junge, der sie verkauft, will
fünf Euro für die beiden
Hefte. Ehe ich reagieren
kann, hat die Tochter
zugeschlagen.

Ich warte, bis wir uns ein
paar Meter vom Stand

entfernt haben, dann
versuche ich, ihr ein paar
grundlegende
Flohmarktregeln zu
erläutern: «Das gerade war
nicht wirklich ideal. Du
hättest noch handeln
können.»

Sie verzieht das Gesicht.

«Ich wollte die Hefte.

Außerdem sehen die noch
tipptopp aus, und neu kosten
die einzeln sechs Euro.»

Ich beruhige: «Natürlich,
ist ja auch in Ordnung. Aber
das Handeln gehört bei einem
Flohmarkt mit zum Spiel.
Dann macht es noch mehr
Spaß, und mit etwas

Geschick hättest du die
Comics auch für vier,
vielleicht sogar für nur drei
Euro bekommen können.»

Sie guckt skeptisch.

Ich erkenne eine schöne
Möglichkeit, dem Kind
spielerisch etwas fürs Leben
beizubringen. «Man braucht

da natürlich

Fingerspitzengefühl.

Versteht du? Das ist eine große Kunst. Man muss die Verkäufer langsam weichkochen, sie zappeln lassen und dann: zack!, im richtigen Moment zuschnappen.»

Zehn Minuten später,

einige Stände weiter,
interessiert sich das Kind für
einen großen Holzbauernhof
mit einigen Tieren. Der ist
wirklich sehr hübsch und gibt
mir eine perfekte
Gelegenheit, ihr zu zeigen,
wie man mit einer
funkelnden Mischung aus

Charme, Klugheit und
kühlem Merkantilismus
Herzen und Holzbauernhöfe
gewinnen kann. Zunächst
einmal muss man natürlich
sein eigentliches Interesse,
solange es nur geht,
verbergen. Zeige also
wahllos auf irgendetwas vom
Stand und rufe der dahinter

stehenden Verkäuferin zu:
«Entschuldigung! Was
wollen Sie denn für die große
Steingutsuppenschale
haben?»

Sie blinzelt mich an.

«Diese Steingutsuppenschale
ist Marmor, ein
Aschenbecher und kostet

zwanzig Euro.»

Ich erschrecke
glaubwürdig dezent. «Ach,
du meine Güte. Aber ich hab
mich in die Maserung
verliebt. Vorschlag: Ich gebe
Ihnen fünfzehn Euro, und
dafür bekomme ich dann aber
noch irgendwas dazu. Was
weiß ich, zum Beispiel

diesen alten,
abgeschrabbelten
Holzbauernhof mit den paar
Figuren da. Fürs Kind.»

Ihr Blick bekommt
schlagartig etwas
außerordentlich
Gelangweiltes. «Also erstens:
Jemand mit Ihrem Gesicht

sollte sich hüten, andere Sachen abgeschrabbelt zu nennen. Zweitens habe ich vergessen, und drittens», sie zieht die Nase hoch, «der Holzbauernhof kostet dreißig Euro.»

Sehr schön, eine würdige Gegnerin. Sonst hätte ich dem Kind ja auch gar nichts

beibringen können. Es soll
nicht denken, alles sei immer
ganz einfach, nur weil das bei
mir so aussieht. Ich wähle
nun eine Miene der
professionellen
Verständnislosigkeit.

«Entschuldigung, aber
dreißig Euro, bei aller Liebe

– wollen Sie mich
veräppeln?»

«Ich würde nie jemanden
veräppeln, der Suppe aus
einem Aschenbecher essen
will. Sie haben es ja
offensichtlich sonst schon
schwer genug.»

Okay, genug des
Vorgeplänkels. Ich erhöhe

das Tempo. «Also gut, sagen wir zwanzig, und dafür verzichte ich auf den Aschenbecher.»

«Ich geb Ihnen Aschenbecher und Bauernhof zusammen für fünfzig.»

«Wie, fünfzig? Das ist dann ja gar kein Rabatt.»

«Dafür berechne ich Ihnen
nichts für das
Zusammenzählen der
Preise.»

«Nur der Bauernhof für
zweiundzwanzig, mein
letztes Wort.»

Sie schaut mich
durchdringend an. Ich bleibe

freundlich, aber entschlossen
im Blick. Das war's. Sie weiß
es noch nicht, aber sie hat
verloren. Sie zappelt schon
im Netz. Jetzt muss ich es
nur noch langsam einholen.
Ihren Widerstand brechen
mit einem jede Diskussion
beendenden: «Na gut,
fünfundzwanzig und fertig,

dann haben alle gewonnen.»

Sie schaut mich an, öffnet
quasi willenlos den Mund
und sagt den magischen Satz:
«Na denn eben nicht!
Schönen Tag noch!»

Während sie auf die andere
Seite des Standes schlurft,
realisiere ich, dass das

eigentlich gar nicht so richtig
der Satz war, den ich erwartet
hatte. Rufe reflexartig:

«Sechszwanzig!»

Sie schaut nicht mal
herüber.

«Siebenundzwanzig!»

Keine Reaktion.

«Achtundzwanzig
fünfzig!»

Sie gähnt.

Die Tochter fragt: «Bist du jetzt gerade dabei, sie weichzukochen?»

Die Frau kommt langsam zurück, flüstert: «Dreißig, ohne Figuren. Und weil ich Sie so anziehend finde, darf ich Ihnen mal an den Hintern

fassen.»

«Was?»

«Gut, den Hintern erlasse ich Ihnen und mir, aber das ist jetzt wirklich mein letztes Angebot.»

«Sie wollten mir doch gerade den Bauernhof schon *mit* Tieren für dreißig verkaufen.»

«Ja, aber der Preis ist
gestiegen. Ist halt Angebot
und Nachfrage.»

«Wie, Nachfrage? Da ist
doch gar kein anderer
Interessent.»

«Das kam telefonisch rein.
Ein mysteriöser Bieter aus
Übersee.»

«So ein Quatsch. Sie haben ja nicht mal telefoniert.»

«Das macht mein Assistent.» Sie zeigt nach hinten auf den geöffneten Kofferraum ihres Kombis, wo ein riesiger Bernhardiner liegt und schläft.

Nicht schlecht. Man muss

auch anerkennen können,
wenn man geschlagen wurde.
Das gehört zum Spiel. Gebe
ihr die dreißig Euro für den
Bauernhof. Zufrieden steckt
die Verkäuferin das Geld ein.
Dann beugt sie sich zu
meiner Tochter. «Komm,
hier, die Figuren und Tiere
schenk ich dir. Und weißte

was, den
Marmoraschenbecher geb ich
dir auch dazu. Kannste
deinem Vater verkaufen.
Wenn du das geschickt
anstellst, gibt der dir locker
zwanzig oder
fünfundzwanzig Euro dafür.»
Auf dem Heimweg

bedankt sich meine Tochter,
weil ich ihr beigebracht habe,
wie man richtig auf dem
Flohmarkt handelt. Ich gebe
ihr zu verstehen, dass ich
nicht darüber reden möchte.

Sie insistiert: «Nein, nein,
ich habe das schon
verstanden, dieses Spiel:
guter Käufer, blöder Käufer.

Du hast dich absichtlich doof
und idiotisch angestellt,
damit die Verkäuferin
Mitleid mit dem Kind
bekommt und mir am Ende
die Sachen schenkt. Das war
bestimmt nicht einfach für
dich. Den Blöden zu spielen.
Aber die ist dir voll auf den

Leim gegangen.»

Denke: Guck mal an, was
für ein außergewöhnlich
kluges Kind. Hat sie
wahrscheinlich von mir.

Die schönsten Weihnachtsmärkte der Welt (Folge 26): Der Christkindlesmarkt in Nürnberg

Auf dem Christkindlesmarkt
in Nürnberg, dem wohl
größten Weihnachtsmarkt der

Welt, beobachte ich eine Gruppe norddeutscher Senioren, die sich vor einem der vielen Glühweinstände aufgebaut haben und spontan ein Konzert geben. Sie singen Weihnachtslieder und haben schon richtig viel Publikum angelockt. Das liegt zum einen an ihrer Lautstärke.

Eigentlich brüllen sie die
Weihnachtslieder mehr, als
dass sie sie singen.

Außerdem weichen ihre
Versionen auch textmäßig
ein wenig von den Originalen
ab. Gerade singen sie: «Alle
Jahre wieder / kommt der
Bauersmann / auf die Bäurin

nieder, / strengt sich tüchtig
an.»

Wuchtig und fröhlich
intonieren sie diese Zeilen.
Besonders Kinder bleiben
stehen und hören begeistert
zu. Die Eltern hingegen
versuchen, sie irgendwie
weiterzuziehen, oder halten
ihnen die Ohren zu. Nützt

aber nicht viel. Die neun
sturzbetrunkenen
norddeutschen Senioren, die
ich allesamt auf siebzig Jahre
plus x schätze, singen aus
voller Brust. Männer wie
Frauen. Und sie können
erstaunlich viele Strophen:
«Mägde und auch Küüüühe /

allehe kommen dran, / gibt
sich ord'ntlich Müüüühe, /
der bravehe Bauersmann.»

Gelernt ist gelernt, denk
ich mal. Ein mittelalter
Mann, wahrscheinlich der
Reiseleiter, versucht
verzweifelt, die Gruppe in
Richtung Busparkplatz zu
schieben. Aber die Senioren

erweisen sich als genauso
stand- wie trinkfest.

Beflügelt von dem großen
Publikum und
gelegentlichem
Szenenapplaus, sind sie
offenbar fest entschlossen,
den Rest ihres Lebens mit
dem Singen schlüpfriger

Weihnachtslieder auf dem
Nürnberger
Christkindlesmarkt zu
verbringen.

Dann stimmt der Dickste
von ihnen ein Solo an: «Mein
Tannenbaum, mein
Tannenbaum, / lalalalalalala,
/ du stehst nicht nuuuur zur
Sommerzeit ...» und so

weiter und so fort. Also
zumindest ungefähr. Ganz
genau ist der Text nicht zu
verstehen, da sich seine
Stimme vor freudiger
Erregung immer wieder
überschlägt. Zudem
unterbrechen ihn die
Seniorenfrauen ständig,

brüllen lachend Sätze wie:
«Glauben Sie dem Angeber
kein Wort, von wegen
Tannenbaum, richtig müsste
er eigentlich singen: ‹Mein
Stachelbeerstrauch, mein
Stachelbeerstrauch, / man
sieht ihn kaum noch unterm
Bauch.›» Dann biegen sie
sich alle vor Lachen.

Neben den Kindern sind vor allem ausländische Touristengruppen ganz aus dem Häuschen wegen der singenden Senioren. Eine größere Gruppe Koreaner filmt und fotografiert sich quasi die Linsen wund. Wahrscheinlich sind sie auf

einer Ganz-Europa-in-
vierzehn-Tagen-Reise.

Sorgsam zusammengestellt.

In jedem Land nur der
absolute Höhepunkt, der
exemplarisch für die Kultur
eines ganzen Volkes steht. In
Spanien die weltberühmte
Architektur der Sagrada
Família. In Italien die

Kunstschätze des Vatikans,
die Sixtinische Kapelle. In
Frankreich das romantische
Licht des Montmartre mit
Sacré Cœur. In England die
royale Anmut des
Buckingham Palace. Und
stellvertretend für
Deutschland: sturzbetrunkene

Senioren, die auf dem
Christkindlesmarkt versaute
Weihnachtslieder grölen.
Jedes Volk ist anders.
Wahrscheinlich werden dann
all die lieben Verwandten
und Bekannten, denen sie in
Korea ihr Reisevideo zeigen,
bei ihrer eigenen geplanten
Europareise die gesamten

vierzehn Tage in Deutschland
verbringen wollen.

Zwei, drei Lieder später
erscheint jedoch plötzlich die
Polizei und macht dem
Konzert ein Ende. Mitten in
«Schwings Röckchen,
schwingelingeling, /
schwings Röckchen schwing.

/ Ist so kalt der Winter, / reib
mir mal den Hintern» ist
unweigerlich Schluss. Es gibt
noch einen riesigen Applaus
von den Koreanern, Russen,
Amerikanern und den
anderen
Christkindlesmarktbesuchern,
dann aber heißt es wirklich
Feierabend für den

Weihnachtschor.

Als ich kurz darauf sehe,
wie die Polizisten
offensichtlich die
Personalien der Sänger
aufnehmen wollen,
beschließe ich, mich für die
norddeutschen Senioren
einzusetzen. Aber nachdem

ich mich zu ihnen und den
mit gezücktem Block und
Stift dastehenden Beamten
bewegt habe, höre ich nur
einen der fränkischen
Ordnungshüter sagen:
«Entschuldigung, aber für
unsere Weihnachtsfeier vom
Revier, könnten Sie mir noch
mal den Text von diesem

«Alle Jahre wieder» mit dem
Bauersmann diktieren?»»

Ich hab's dann auch gleich
mitgeschrieben.

Frischer Fisch

Donnerstagmittag. Sitze im Restaurant und überlege, was ich bestellen soll. Kann mich nicht gut konzentrieren, denn am Nebentisch oder, genauer gesagt, an den Nebentischen versucht sich eine Gruppe von so mitteljungem Leuten

hinzusetzen. Noch sind es
fünf, es werden aber wohl
fünfzehn oder sechzehn
Personen. Deshalb rücken sie
hektisch die Tische hin und
her. Offensichtlich in der
Hoffnung, irgendwann,
irgendwie eine Formation zu
finden, bei der dann alle
quasi an einem Tisch sitzen

können.

Die Wirtin diskutiert mit einem Handwerker. Es geht um die Kühltruhe oder mehrere Kühltruhen. Der Handwerker sagt, er brauche erst die Ersatzteile, vor morgen könne er da gar nichts machen. Die Wirtin

schimpft. Er bleibt
unbeeindruckt: «Sie können
gerne meckern. Kann ich gut
verstehn. Würde ich auch.
Aber machen kann ich
trotzdem nichts. Ohne die
Teile. Gar nichts. Ich kann
hier gerne die ganze Nacht
stehen, und Sie meckern.
Mach ich ohne weiteres,

wenn Ihnen das hilft und ich es bezahlt kriege. Nützt aber nisch. Ohne die Teile. Macht vielleicht Spaß, nützt aber nisch. Außer dass wir dann beide müde sind. Sonst nützt es nisch.»

Schaue auf die
handgeschriebene Tafel mit

den Tagesgerichten. Es stehen fast ausschließlich Fischgerichte drauf. Der Handwerker verlässt, vor sich hin brabbelnd, das Lokal. Die Wirtin schimpft ihm hinterher. Dann nimmt sie wütend die Kreide und schreibt auf die Tafel mit den Tagesgerichten: «Alles

extragroße Portionen!»

Überlege, seit wann die
Kühltruhe wohl kaputt ist.

Die Gruppe der
Tischerücker hat sich jetzt
auf eine Art Hufeisen
geeinigt. Die Wirtin brüllt:
«Das kann so nicht bleiben!
Ich komm da nicht durch!»

Das Diskutieren und
Tischeschieben beginnt von
vorn.

In Schöneberg, erinnere
ich mich, hängt in einem
Fischgeschäft ein Schild:
«Fangfrischer Fisch aus
Griechenland!» Als ich
dieses Schild zum ersten Mal
gesehen habe, habe ich

überlegt, wie lange so ein Durchschnittsfisch eigentlich als fangfrisch gilt und wie schnell der wohl von Griechenland nach Berlin transportiert wird. Ob der Fischladen also nicht womöglich flunkert. Kurze Zeit später sah ich im

Supermarkt auf einer
Tiefkühlpackung Fisch
wieder das Wort
«fangfrisch», weshalb ich
beschloss, nicht weiter
darüber nachzudenken.

Bei den Tischrückern ist
aus der Diskussion jetzt ein
heftiger Streit geworden.
Einer aus der Gruppe,

offenbar ein
Mathematiklehrer, besteht
darauf, die Tische gemäß
einer von ihm schnell
angefertigten Skizze zu
stellen, weil nur so, das sei
von ihm errechnet, jeder
einen Platz und die exakt
gleiche Menge

Tischnutzfläche habe. Seine Hauptgegnerin scheint Landschaftsplanerin zu sein. Mit hochrotem Kopf brüllt sie: «Es kommt auch auf die Harmonie im Raum an!», und verlangt deshalb eine sternartige Anordnung. Ein Sozialpädagoge hingegen schlägt vor, innen zu sitzen

und die Tische einfach außen
rum zu stellen. So hätte er in
seinen Gruppen die besten
Erfahrungen gemacht. Der
Großteil der inzwischen
dazugekommenen Leute steht
jedoch hilflos da, mit den
Getränken in der Hand, und
schaut den Aktivisten beim

wilden Tische-hin-und-her-
Reißen zu. Einer macht einen
Scherz, ob man die Tische
nicht auch mehrstöckig
anordnen könne. Der Versuch
der humorvollen
Entspannung schlägt aber
fehl. Im Gegenteil, er
verschärft eher den Konflikt
und kanalisiert die

Aggressionen kurzzeitig auf ihn.

Ich hefte meinen Blick an die Tafel mit den Tagesgerichten. Mein Freund Peter erzählt immer wieder voll Begeisterung, er habe in Brandenburg kurz nach der Wende vor einem Café eine

Tafel gesehen, auf der habe wirklich gestanden: «Heißer Kaffee! Täglich frisch!» Nun, so hat halt jedes Lokal seine Spezialitäten.

Die Wirtin kommt wieder fluchend aus der Küche. Sie wischt überall auf der Tageskarte «frischer Fisch» weg und schreibt stattdessen

«panierter Fisch» hin.

Vielleicht nehme ich doch lieber nur einen Salat.

Oder ich gehe gleich woandershin, denn die Tischerücker brüllen mittlerweile alle wild durcheinander. Die Tische haben sie erst mal an den

Rand geräumt und hocken
nun in der Mitte auf dem
Boden, um in einer Art
Supervision doch noch eine
Möglichkeit zu finden, wie
alle zusammen an einem
Tisch sitzen können.

Eine junge Frau will
offenkundig etwas Abstand
und fragt, ob sie sich so lange

zu mir setzen dürfe. Um
Konversation zu betreiben,
frage ich sie, warum sich die
Gruppe hier treffe.

«Ach, wir wollen eine
Genossenschaft gründen und
hier in Berlin zusammen ein
Wohnhaus bauen.»

Denke, während ich sehe,

wie die Landschaftsplanerin
dem Mathematiklehrer ihr
Weizenbier ins Gesicht
schüttet: Ich hab da so ein
Gefühl, dass das für alle
Beteiligten eine sehr
intensive, erfüllende
Erfahrung wird. Ein
chinesisches Sprichwort
lautet: «Wo Neues entstehen

soll, muss Altes
zusammenbrechen.» Das Alte
sind hier wohl die Bauherren.

Leben und Sterben auf der Berlinale

Bin mit der Freundin und
Presseausweisen auf der
Berlinale. Zum ersten Mal in
meinem Leben bin ich dort
offiziell akkreditiert. Das ist
großartig. Im Berlinale Palast
können wir einfach an der

Schlange vorbeirauschen,
zeigen unsere Plastikkärtchen
und werden durchgelassen.

Ein sensationelles Gefühl.

Gehe sofort wieder rund
zwanzig Meter zurück, um
dann umzudrehen und noch
mal mit meinem Kärtchen an
der Schlange vorbei durch
die Presseschleuse gleiten zu

dürfen. Super! Das ist
Savoir-vivre! Als ich zum
fünften Mal diese Runde
drehe, ist die Freundin schon
ein bisschen genervt. Der
Kontrolleur vom Berlinale-
Team allerdings meint
grinsend: «Ach, kommen Sie,
lassen Sie ihn noch einmal.

Es macht ihm doch so viel Spaß.»

Ein Mann von Welt. Der versteht mich. Lächle ihn freundlich an, als ich wieder rausgehe. Bin gerade die üblichen zwanzig Meter weg, als er plötzlich das Tor für die normale Schlange öffnet und das gesamte wartende

Publikum eilig reinströmt.

Im Saal sind, als wir ihn erreichen, nun natürlich fast alle Plätze besetzt. Die Freundin schaut unzufrieden. Ich sehe es schon kommen: Wenn wir keine zwei freien Sessel mehr finden, werde ich wieder schuld sein.

Irgendwie wird sie das so drehen.

Ein asiatischer Mann steht in der siebten oder achten Reihe und winkt uns heran. Keine Frage, er will, dass wir zu ihm kommen. Warum auch immer. Und er hat zwei Plätze für uns neben sich freigehalten. Wir drängeln

uns zu ihm durch. Alle
müssen aufstehen und sind
sichtbar genervt. Dennoch
lächeln sie dann das
berühmte freundlich-
verträumte Berlinale-
Lächeln.

Als wir nur noch knapp
zwei Meter von ihm entfernt

sind, bemerkt er plötzlich die Verwechslung. Jetzt versucht er uns genauso hektisch, wie er uns hergewunken hat, wieder wegzuscheuchen.

«No, no, not you, a misunderstanding, go away, go away, not you, go away again, please, please, go!»

Wir verstehen natürlich

sofort sein Dilemma, tun
aber selbstverständlich so,
als würden wir nichts
begreifen, setzen das
freundlich-verträumte
Berlinale-Lächeln auf und
nehmen auf den
freigehaltenen Sitzen Platz.
Er wird noch hektischer.

«No, no, stand up, please, no, not you, go away, go away, please.» Er wirkt wirklich verzweifelt.

Wir bekommen doch ein schlechtes Gewissen. Mit einem Blick verständigen wir uns darauf, die Plätze zu räumen.

Der Mann winkt jetzt

einem Pärchen am Rand zu.
Beim Aufstehen schaue ich
rüber und finde es fast schon
eine Frechheit, mit denen
verwechselt worden zu sein.
Der Mann ist doch wohl viel
kleiner und dicker als ich.
Aber auch sonst, wirklich
intelligent schaut der ja nun

nicht gerade aus. Auch die
Freundin ist sichtlich
unzufrieden mit ihrem
vermeintlichen Ebenbild.
Unglaublich. Zur Strafe
sinken wir sofort zurück in
unsere Sessel.

Stimmt es also tatsächlich,
dass wir Europäer für die
Asiaten praktisch alle gleich

aussehen? Na, das hat er jetzt davon. Wegen seines asiatischen Ethnozentrismus müssen seine Freunde nun stehen. Kann er während des Films vielleicht mal drüber nachdenken.

Dann geht das Licht aus, und der asiatische Mann gibt

auf.

Nach rund einer Stunde merke ich, dass der Zuschauer rechts von mir eingeschlafen ist. Im schwachen Projektorlicht erkenne ich seine Akkreditierungskarte. Vom italienischen Fernsehen. Denke: Na toll, der wird mir

ja einen schönen Bericht über
den Film machen. Sehe dann:
Die Frau neben ihm schläft
auch und der Mann dahinter
ebenfalls. Die Leute vor und
hinter mir genauso. Schaue
mich um. Um Gottes willen.
Das gesamte Kino schläft,
selbst die Freundin und der

asiatische Mann. Sogar die
Jury. Alle schlafen. Ach du
meine Güte. Die
Weltöffentlichkeit schläft.
Ich bin der Einzige, der
diesen Wettbewerbsfilm
noch sieht. Jetzt kommt's auf
mich an. Nur ich werde von
diesem ungarisch-
französischen Film

kompetent berichten können.
Was für eine Verantwortung.
Ich muss jetzt voll
konzentriert sein, mir darf
nichts entgehen.

Die Freundin stößt mich in
die Seite. Sie zischt: «Sag
mal, bist du eingeschlafen?»
Schrecke auf. «Nein, nein,

ich bin nur passiv wach.»

Später, als wir nach dem Film in der Tür des völlig überfüllten Restaurants stehen und verzweifelt nach zwei freien Plätzen Ausschau halten, fragt sie mich noch mal: «Ich glaube, du bist vorhin während des Films doch eingeschlafen, oder?»

«Ja, schon, aber du glaubst nicht, was ich geträumt habe. Ich habe geträumt, alle anderen wären eingeschlafen und ich hätte als einziger Mensch der Weltöffentlichkeit diesen Film gesehen.»

«Ach.»

«Ja, und ich habe mir
überlegt, vielleicht ist das so,
wenn man stirbt: dass man
dann auch denkt, man würde
als Einziger noch leben und
alle anderen wären tot.»

Die Freundin schaut mich
an, lächelt ihr freundlich-
verträumtes Berlinale-

Lächeln und sagt:

«Entschuldigung, was hast du gesagt? Ich war gerade passiv wach.»

Ich weiß nicht genau, was sie damit meint. Überlege, ob ich nachfragen soll, als wir sehen, dass ganz hinten im Lokal der asiatische Mann vor zwei freigehaltenen

Plätzen steht und uns
zuwinkt. Wir machen uns auf
den Weg. Wenn er in zwei,
drei Jahren an diesen
Berlinale-Tag denkt, wird er
wahrscheinlich drüber
lachen.

Letzte Sätze

Nicht selten sind die letzten
Worte, die berühmte oder
auch nicht so berühmte
Menschen vor ihrem Tod
gesagt haben sollen,
Gemeingut geworden.

Goethes «Mehr Licht!»,
Archimedes' «Störe meine

Kreise nicht!») oder der
schöne alte Witz über den
letzten Satz eines Fluggastes:
«Guck mal, ich kann mit
meinem Handy die
Landeklappen fernsteuern!»,
haben schon viele Menschen
zum Nachdenken angeregt.

Humphrey Bogart soll
tatsächlich als Allerletztes

gesagt haben: «Ich hätte nicht von Scotch zu Martini wechseln sollen», während Bertolt Brecht mit einem sympathischen «Lasst mich in Ruhe!» abgetreten ist. Nur so mittelmäßig einfallsreich war Luis Buñuel, der gesagt haben soll: «Ich sterbe»,

womit er natürlich recht
hatte, andererseits aber auch
das Diesseits ein bisschen als
Klugscheißer verlassen hat.

Kürzlich habe ich bei der
Berlinale einen
zweieinhalbstündigen
ungarischen Film gesehen, in
dem es praktisch nur um den
letzten Satz von Friedrich

Nietzsche ging. Also quasi.
1889 ist Nietzsche in Turin
vors Haus gegangen, hat
einen Kutscher gesehen, der
auf sein Pferd eindrosch, sich
schützend vor das Pferd
gestellt und ist dann von
einer Sekunde auf die andere
in eine Art Wachkoma

gefallen. Zehn Tage später
hat der Philosoph wohl noch
einmal einen hellen Moment
gehabt und seinen berühmten
letzten Satz gesagt: «Mutter,
ich bin dumm.» Hernach
verbrachte er seine restlichen
Jahre schweigend in Demenz.
Das alles ist bekannt. Der
Film geht allerdings der

interessanten Frage nach:
Was ist eigentlich mit dem
Pferd passiert? Wie ist es
dem weiter ergangen?

Einen solchen Ansatz finde
ich immer sehr lobenswert.
Auch mal die andere Seite zu
betrachten. Also bei
Bergsteiger-Filmen zum

Beispiel nicht nur von den Dramen und Tragödien der abgestürzten Bergsteiger zu erzählen, sondern auch mal zu überlegen, wie sich eigentlich der Berg fühlt, wenn da ständig Menschen von ihm runterfallen.

Vielleicht leidet der ja darunter. Auch könnte man

mal einen Bericht machen
über die netten Vulkane, die
nie ausbrechen und deshalb
immer nur belächelt oder gar
ignoriert werden, wogegen
ihre cholerischen Kollegen
wegen ihrer dauernden
Unbeherrschtheit behandelt
werden wie große Stars.

Meine Freundin zumindest
hat diesen etwas weiteren
Blick. Kürzlich, als ich
wegen einer Fischvergiftung
schwer leidend über der
Kloschlüssel hing, hat sie
tatsächlich nichts anderes
gesagt als: «Oje, der arme
Fisch.»

Im Berlinale-Film passiert dann übrigens zweieinhalb Stunden lang nichts. Also außer dass ein furchtbarer Sturm tobt, ein Bauernpaar Kartoffeln isst, sich mehrfach an- und wieder auszieht und das Pferd krank ist. Sonst nichts. Zweieinhalb

Stunden lang und alles in
Schwarzweiß. Gesprochen
wird so gut wie nicht, nur
mitten im Film gibt es
einmal sechs Minuten Gerede
am Stück, auf Ungarisch.

Direkt nach der Vorführung
dachte ich ... na ja, also
eigentlich dachte ich nichts,
und das wohl auch auf

Ungarisch.

Einige Wochen später
allerdings muss ich
bilanzieren, dass ich schon
mehrfach von dem Film
geträumt habe, täglich denke
ich mindestens einmal kurz
an ihn und habe die Bilder
dieses Bauernpaares oder des

Pferdes vor Augen. Das ist
keinem anderen Film in den
letzten zehn Jahren gelungen.
«A Turin Horse» heißt das
Werk, es hat den Jurypreis
bekommen, wird also
wahrscheinlich noch mal
irgendwo laufen. Also nur
falls jemand Interesse hat,
immer mal wieder von

ungarischen Bauern in
Schwarzweiß zu träumen.

Auf jeden Fall habe ich
mir, nicht zuletzt wegen
dieses Films, jetzt auch einen
letzten Satz überlegt. Dieser
Satz ist hervorragend:
philosophisch, humorvoll
und absolut geeignet, mich

für immer als ganz schön
intelligent in Erinnerung zu
halten. Mein Problem ist nur:
Wie kann ich sicher sein,
dass ich ihn auch kurz vor
meinem Tod sage? Ich
meine, in solchen
Situationen, also wenn man
gerade stirbt, ist man doch
oft mit seinen Gedanken ganz

woanders. Werde ich mich da an meinen letzten Satz erinnern? Was, wenn ich sozusagen meinen Text vergesse? Wäre ja nicht das erste Mal.

Zudem gibt es das Problem, dass ich den Satz natürlich nicht schon vorher

sagen darf. Dann wäre es ja
eben nicht mehr mein letzter
Satz. Meine unsterblichen,
großen, finalen Worte.

Der naheliegendste
Gedanke erscheint mir
deshalb, das Sterben einfach
mal vorher zu proben.
Komplett, mit Regie,
Schauspielern und Textbuch.

Ist aber auch irgendwie
schwierig, weil den Satz darf
ich ja trotzdem nicht sagen.
Außerdem wird es
wahrscheinlich nicht leicht
sein, den Schauspielern und
dem Regisseur zu erklären,
was wir da eigentlich proben.
Also zumindest, wenn man

nicht hinterher als recht
verschroben gelten möchte.

Ich habe noch keine
Ahnung, wie ich dieses
Problem lösen soll.

Womöglich geht's mir am
Ende so wie Pancho Villa,
dem mexikanischen
Freiheitskämpfer. Der soll
als letzten Satz zu einem

Journalisten gesagt haben:
«Oje, das geht zu schnell,
bitte schreiben Sie, dass ich
etwas gesagt hätte.»

Wobei man meiner
Meinung nach darüber
streiten kann, ob ihm der
Journalist mit dieser
Überlieferung jetzt seinen

letzten Wunsch erfüllt hat
oder eher nicht.

Aschenputtel de luxe

Schuhmacher, die heute noch richtig edle, elegante, perfekt sitzende, angenehme Schuhe aus feinsten Materialien anfertigen, stellen meist Herenschuhe her. Ich finde das seltsam. Immerhin investieren Frauen

nachweislich ungeheuer viel
Energie, Geld, Herzblut und
vor allem Lebenszeit (sowohl
eigene als auch die von
anderen) in die ewige Suche
nach dem perfekten Schuh.
Dennoch kommt kaum eine
von ihnen auf die Idee,
einfach mal zum Schuster zu
gehen und sich ihren

Traumschuh maßanfertigen
zu lassen. Warum?

Auch gibt es unter den
klassischen Schuhmachern
nur ganz, ganz wenige
Frauen. Wenn Frauen ins
lederverarbeitende Gewerbe
gehen, stellen sie Schmuck,
Taschen oder Accessoires

her. Schuhe so gut wie nie.

Als ich meiner guten
Freundin Julia diese
Beobachtung vor kurzem
schilderte, zuckte sie nur mit
den Schultern. Sie fände das
logisch. Sie würde sich selbst
auch auf gar keinen Fall als
Kundin haben wollen. Nicht
wenn es um die

Maßanfertigung von Schuhen
gehe. Denn Frauen, so
erklärte Julia mir, hätten
zwar eine ganz genaue
Vorstellung von ihrem
Traumschuh, könnten diesen
aber nicht beschreiben,
zeichnen oder auch nur
skizzieren.

Das stelle ich mir
kompliziert vor. Die Frauen
haben also eine gewaltige,
machtvolle, tief
innewohnende Sehnsucht.
Was genau diese Sehnsucht
allerdings ist, wird vor ihnen
geheimgehalten. Trotzdem
sind sie dazu verdammt, nach

der Erfüllung, dem

Traumschuh zu suchen.

Wahrlich kein weiches Brot.

Immer wieder gebe es

Momente der Hoffnung,

meinte Julia weiter, aber

dann zeige sich doch stets,

dass auch dieser Schuh an

verschiedenen Stellen

drücke. Letztlich sei das

vergleichbar mit der Suche
nach dem richtigen Mann.

Wo man ja auch immer
wieder hoffe, etwas
Passendes gefunden zu
haben, und die richtig
schlimmen Stellen, an denen
es drücke, erst merke, wenn
man eine längere Strecke mit

ihm gelaufen sei. Also im übertragenen Sinne jetzt.

Manche würden ein Leben lang suchen. Andere hoffen, dass sich durch längeres Tragen alles irgendwie einlaufe. Und wieder andere würden an den Stellen, an denen es besonders schlimm drücke, einfach eine gewisse

Hornhaut entwickeln. Aber die Sehnsucht bleibe. Immer und quasi unstillbar.

In der Schuhpsychologie spreche man daher auch vom sogenannten

Aschenputtelsyndrom: die ewige Suche nach dem Prinzen, der den richtigen

Schuh für einen habe. Einen solchen Prinzen gebe es aber natürlich nur im Märchen.

Diese traurige Wahrheit zu realisieren sei für Frauen die schwierigste emotionale Prüfung in der Zeit zwischen Pubertät und Wechseljahren.

Julia ist ohnehin der Meinung, dass es eigentlich

nur zwei Sorten Frauen auf
dieser Welt gibt: die mit dem
richtigen Schuh und die mit
dem richtigen Mann. Beides
zusammen gehe nicht.

Allenfalls wären
Graubereiche denkbar. Oder
auch Verhandlungsmasse
zwischen Schuh und Mann.

Im weiteren bedeutet dies
aber laut Julia auch: Eine
Frau, deren Interesse an
Schuhen, aus welchen
Gründen auch immer,
irgendwann nachlässt, wird
sich als Trost oder
Übersprunghandlung
verstärkt auf die Suche nach

einem besseren Mann
machen. Mit anderen
Worten: In dem Moment, wo
eine Frau an mehreren
Schuhgeschäften
vollkommen achtlos
vorbeiläuft, ja nicht einmal
in die Schaufenster schaut, da
wird es definitiv Herbst in
der Beziehung. Da ist

allerhöchste Vorsicht
geboten! Deshalb, so
beschloss Julia mit
charmantem Lächeln ihre
Ausführungen, ist der
Schuhkauf bei Frauen auch
immer so etwas wie ein
Treuebekenntnis für den
Mann an ihrer Seite.

Ich weiß nicht, wie vielen
Männern Julia ihre
Schuhlogik schon erklärt hat.
In jedem Fall hat sie wirklich
sehr viele, sehr schöne
Schuhe.

Dicke Füße

Eine Freundin wurde kürzlich zu einer ehemaligen Freundin, als sie mir in einer Zeitschrift ein aktuelles Bild von Mel Gibson zeigte und fragte, ob mir schon einmal aufgefallen sei, was für einen tollen Körper der immer

noch habe. Wie straff und durchtrainiert! Dabei sei der ja wohl fast zwanzig Jahre älter als ich. Kaum zu glauben, wenn man das jetzt mal vergleiche ... Ich war nicht beleidigt. Ich war nur enttäuscht. Man kann so was doch gar nicht vergleichen! Man weiß doch gar nicht,

was für einen Körper ich in fast zwanzig Jahren haben werde! Womöglich wird der sogar noch viel fitter und durchtrainierter sein als der von Mel Gibson, dieser alten Schabracke.

Außerdem ist da noch die Frage, wie der das angestellt

hat. Ich habe kürzlich
gelesen: Wenn man sich das
Fett absaugen lässt, also jetzt
beispielsweise am Bauch
mitsamt der Fettzellen, dann
kommt dieses Fett, wenn
man wie bisher weiterlebt,
innerhalb kurzer Zeit zurück.
Aber eben nicht am Bauch,
da es dort ja keine Fettzellen

mehr gibt, sondern am Hintern, am Hals oder an den Waden. Fand ich faszinierend, diese Vorstellung. Das Fett findet einen Weg.

Wenn das wirklich so ist, müsste es aber eigentlich auch andersherum

funktionieren: Wenn man sich an irgendeiner Stelle des Körpers ganz, ganz viele Fettzellen spritzen ließe, müssten die ja umgekehrt auch Fett aus dem restlichen Körper abziehen. Man knallt einfach eine Stelle des Körpers bis obenhin voll mit Fettzellen, und diese holen,

weil sie gefüllt werden wollen, das Fett aus dem restlichen Körper, wodurch der natürlich innerhalb kurzer Zeit ganz straff und durchtrainiert sein wird.

Es bleibt die Frage, welche Stelle sich am ehesten dafür eignet, das gesamte

überschüssige Fett des
Körpers zu sammeln.

Möglichst unauffällig. Direkt
oben auf dem Kopf müsste
man es unter einer riesigen
Mütze verstecken. An den
Oberarmen dagegen könnte
man es mit Hilfe eines
geeigneten Oberarmkorsetts
wie Muskelberge aussehen

lassen. Oder man setzt die ganzen Fettzellen einfach alle auf die Füße. Dann sollte man sich aber entsprechend große Sportschuhe anfertigen lassen, vielleicht auch Clownsschuhe. Gehen wäre natürlich schwierig. Für weitere Strecken müsste man

sich eventuell so einen elektrischen Stehroller besorgen, diese Segways. Das ist dann zwar nicht sehr gesund, wenn man sich so gar nicht mehr selbst bewegt, aber andererseits auch egal, weil das ganze Fett sowieso in die Füße gezogen wird. Müsste funktionieren.

Also ich zumindest schaue,
seit mir diese
Zusammenhänge
klargeworden sind, bei
besonders gut aussehenden,
durchtrainierten Leuten
immer als Erstes auf die
Füße und muss sagen, Mel
Gibson jetzt zum Beispiel hat

meiner Ansicht nach früher
nicht so große Füße gehabt.
Und selbst der Satz meines
Onkels, der immer meinte:
«Unter meinem
Körperäußeren bin ich
eigentlich ziemlich schlank»,
klingt plötzlich gar nicht
mehr so abstrus, wie ich
immer dachte.

[zur Inhaltsübersicht]

GROSSE ERWARTUNG

Der Unterschied zwischen Madrid und Berlin

Reisen in ferne Länder
verraten dem Reisenden vor
allem viel über sich selbst.
Eine der Einsichten, die ich
durch das Reisen gewonnen
habe, ist: Ich spreche

offenkundig sehr viele
Sprachen dieser Welt nicht.
Oder fast nicht. In den
meisten Sprachen beherrsche
ich eigentlich nur «Ja» und
«Nein». Und auch dies nicht
mit Worten, sondern nur mit
Nicken und Kopfschütteln.
Das dafür aber relativ
fließend.

Ich war daher nicht mal
sonderlich überrascht, als ich
bei meinem ersten Madrid-
Besuch feststellen musste,
dass auch Spanisch definitiv
zu den Sprachen gehört, die
ich praktisch überhaupt nicht
verstehe oder spreche.

Ein anderes Problem, das

sich während des Madrid-
Urlaubs ergab, hatte seine
Ursache darin, dass ich mit
meiner Familie dort
eigentlich nur Freunde
besucht habe. Freunde aus
Berlin, die aus beruflichen
Gründen zwei Jahre in
Madrid wohnen und uns
davon überzeugt hatten, dass

dies doch eine hervorragende
Möglichkeit wäre, ein paar
Tage zu ihnen zu kommen
und Madrid kennenzulernen.
Speziell auf meine Meinung
zu Madrid war man gespannt,
da ich schon seit langem in
dem Ruf stehe, andere Städte
nur noch zu besuchen, um sie

mit Berlin zu vergleichen.

Sobald wir unser Kommen angekündigt hatten, wurde uns noch ein weiterer, ja wohl der eigentliche Grund für die Einladung bewusst: Es gab doch so manches, was wir unseren Freunden aus Deutschland mitbringen sollten. Jeden zweiten Tag

kam ein neuer Anruf, der die
Liste dringend benötigter
Sachen noch mal verlängert
hat. Selbst für den Duty-free-
Shop am Flughafen wurden
noch Bestellungen
aufgegeben. Schweizer
Schokolade, eine
Riesenflasche Parfüm

(«Obsession») und

Westfälischer Schinken.

Wir haben alles brav
besorgt und mitgenommen.

Aber am Flughafen in
Madrid störte mich die

Extratüte mit der

Parfümflasche, weshalb ich
sie, nachdem wir unser

Gepäck vom Laufband

gehoben hatten, einfach noch oben mit in meinen Koffer hineinstopfte. Übrigens ist dies ein sehr schöner Koffer. Ein sogenannter Vier-Roller, eben mit vier Rädern, der quasi von alleine fährt. Man muss ihn nur vorsichtig anstupsen und «Huii!», fährt

der praktisch wie von selbst
durch Bahnhöfe und
Flughäfen. Großartig.

Nun hat der Flughafen von
Madrid allerdings ja so ein
ganz leichtes Gefälle.

Wirklich ganz leicht nur. Zu
Fuß würde man das gar nicht
merken. Aber der Koffer hat
es sofort gemerkt. War direkt

völlig aufgereggt, ständig am
Ruckeln und Ziehen, bis ich
irgendwann dachte: Ach, was
soll's, es war ein langer Flug,
lass ihn laufen, ihn sich
einfach ein bisschen
austoben! Und er ist dann
auch sofort los. Zisch!!! So
schnell, und er hat sich

gedreht und ist gesaust und
hatte Spaß. Reine
Lebensfreude! Wo ich auch
ein wenig stolz war. Also
dachte: Guck mal an, der
Schnellste von allen, das ist
meiner! Mein Koffer! Wie
der da durchpest, der findet
seinen Weg, so spielerisch,
rasant, ein echter Wildfang,

der – Treppen dann
allerdings doch nicht kann.
Also gar nicht. War ihm
selbst aber wohl vorher auch
nicht klar, weil probiert hat
er es. Ohne Erfolg jedoch.
Schon an der ersten Stufe ist
er gescheitert. Sogar
einigermaßen spektakulär

gescheitert. Hat trotzdem nicht aufgegeben, weshalb ich nicht unbeeindruckt zur Freundin sagte: «Guck, der probiert die zweite Stufe auch noch.» Ist aber erneut gescheitert. Genaugenommen ist er sogar Stufe für Stufe durchgescheitert, bis nach ganz unten.

Und dennoch, wie durch
ein Wunder ist nichts
passiert. Weder dem Koffer
noch sonst irgendwem oder
irgendwas. Dachte ich. So
lange, bis ich einige Zeit
später den Koffer geöffnet
und gesehen habe: Die
Parfümflasche muss doch

sehr unglücklich auf eine Stufe geschlagen sein, was somit – das war nicht so schön. Alle, wirklich alle meine Sachen rochen jetzt höchst intensiv nach «Obsession». Ein Umstand, der in der Tat recht prägend für unseren gesamten Madrid-Urlaub werden sollte.

Oft musste ich bei
Geschäften draußen bleiben,
weil die Familie auch mal
einen Laden betreten wollte,
ohne direkt angestarrt zu
werden.

Nach zwei Tagen sind wir
dann meistens von
vornherein getrennt

losgegangen. Was allerdings nicht schlimm war. So habe ich unter anderem alleine in einem kleinen Gemüseladen eingekauft. Das war toll. Die asiatische Verkäuferin hat die ganze Zeit gelacht.

Eigentlich hatte ich nur ein paar Äpfel und Milch kaufen wollen, aber weil die Frau

jedes Mal, wenn ich auf
etwas gezeigt und «este»
gesagt habe, so herzlich und
mitreißend lachte, habe ich
dann noch Birnen, Pfirsiche,
Apfelsaft, Gurken, Nüsse,
Horchata, Butter, Käse,
Orangen und Möhren
gekauft. Nur weil ich ihr

Lachen so mochte. Die Möhren habe ich am Ende alle einzeln gekauft. Zwölf Möhren. Jede einzeln, und bei jeder hat sie gelacht.

Als ich am nächsten Tag wiederkam, hat sie mich sofort erkannt, sagte: «Ah, Mr. Obsession!», und dann habe ich erneut Birnen, Äpfel

und einzelne Möhren
gekauft. Und jedes Mal hat
sie gelacht. Das fand ich
eigentlich mein
allerschönstes Erlebnis in
Madrid.

Habe das dann später in
Berlin auch mal versucht.
Also am Gemüsestand zwölf

Möhren nacheinander zu kaufen. Um zu gucken, ob die Verkäuferin auch jedes Mal lacht. Das war interessant. Denn möglicherweise ist dies tatsächlich einer der großen Unterschiede zwischen Berlin und Madrid: die Reaktion von Verkäuferinnen, wenn man

zwölf Möhren nacheinander,
also einzeln kauft.

Schon der Anfang, wenn
man in Berlin an den Stand
getreten ist und gesagt hat:
«Guten Tag, ich hätte gern
eine Möhre», ist kein guter
Anfang. Obwohl ein gewisses
Interesse bei der Frau nicht

zu leugnen war.

«Eine Möhre? Na, hamm

Se sich das auch gut

überlegt? Ob Se wirklich 'ne
ganze Möhre brauchen?

Wollen Se nicht erst mal

vielleicht 'ne halbe Möhre?

Und dann gucken, wie Se da
so mit klarkommen? Mit

Ihrem neuen Leben als

Möhrenbesitzer?»»

Als ich dann, nachdem sie mir irgendwann doch, wenngleich etwas widerwillig, die eine Möhre abgewogen und abgepackt hatte, nachsetzte: «So, und dann hätte ich jetzt gern noch eine zweite Möhre», also da

ist das Verhältnis zwischen
der Gemüsefrau und mir
gekippt. Aber hallo, ist das
gekippt! Es wurde
erschütternd laut, und letzten
Endes habe ich die zweite
Möhre nicht bekommen. Die
Gemüsefrau hat mir nichts
mehr verkauft. Selbst als ich
bereit war, die Tomaten in

Zweierportionen zu
erwerben.

Jetzt überlege ich
natürlich, ob ich mir nicht
noch mal so eine Flasche
«Obsession» kaufen sollte,
mich damit begieße und es
dann bei einer anderen
Berliner Gemüsefrau von

neuem versuche. Es wäre doch durchaus vorstellbar, dass mein Geruch in Madrid eine erhebliche Rolle gespielt hat. Das kann ja gut sein.

Allerdings: Wenn das dann wirklich funktionieren würde und sich rumspräche, also wenn es tatsächlich einen Duft für Männer gäbe, der

Frauen verlässlich zum
Lachen bringt – ich glaube,
das könnte die Welt
verändern.

Der Supermarkt der Zukunft

Als ich vor einigen Wochen nach relativ langer Zeit endlich mal wieder nach Frankreich kam, habe ich mich sehr gefreut. Allein schon, weil Französisch eine der wenigen Fremdsprachen

ist, die ich beherrsche. Also quasi, immerhin habe ich es sieben Jahre lang in der Schule gelernt. Da freut man sich schon, wenn man dieses schlummernde Wissen endlich mal wieder in der Praxis anwenden kann.

Umso enttäuschter war ich, als ich feststellen musste,

dass praktisch kein Franzose
mein Französisch verstand.

Zuerst konnte ich mir das gar
nicht erklären, bis mir klar
wurde: Wahrscheinlich
spreche ich mittlerweile ein
altes, traditionelles
Hochfranzösisch, das dort
kaum noch einer beherrscht.

Als ich meiner Freundin
von der Vermutung erzählte,
meine

Verständigungsprobleme
hingen wohl damit

zusammen, dass ich eben so
ein überkorrektes

Schulfranzösisch, wenn nicht
gar ein Französisch der

Universitäten spräche,
erwiderte sie: «Ja,
Französisch der
Universitäten kann schon
sein, allerdings wohl eines
der nicht
französischsprachigen
Universitäten.»

Trotzdem bin ich ganz gut
klargekommen. Auch weil

die meisten Franzosen, wenn ich sie auf Französisch angesprochen habe, direkt auf Deutsch geantwortet haben. Wir waren im Elsass, unter anderem weil wir einen Blick in die Zukunft werfen wollten. Kurz hinter Mulhouse gibt es einen

dieser typisch französischen,
riesigen

Monstersupermärkte, der in
seiner Werbung behauptet,
bei ihm könne man das
Einkaufen der Zukunft
erleben. Er ist leidlich
futuristisch designt und hat
einige hübsche Gimmicks.
Vor der Frischetheke

beispielsweise finden sich
mehrere kleine

Computerterminals, wo man
seine Bestellungen einfach
eintippt. Dann kann man in
Ruhe andere Einkäufe
erledigen, und am Ende holt
man die schön verpackte
Wurst-, Fleisch-, Fisch- und

Käsebestellung an der
Ausgabe ab. So steht es unter
den Zeichnungen, die dieses
Prinzip erläutern sollen.
Dadurch wird das Einkaufen
viel entspannter und
genussvoller, es geht viel
schneller, man hat mehr Zeit
und mehr Freude! Das
zumindest ist ungefähr der

Wortlaut. Leider ist ja alles in modernem Französisch geschrieben, was für mich, dessen Französisch aus der Vergangenheit stammt, praktisch auch Zukunftsfranzösisch ist.

Aber es stimmt: Es gibt wirklich keine ewig langen

Warteschlangen an der
Frischetheke. Trotzdem
kommt man nicht so richtig
gut durch, weil der Auflauf
vor der Beschwerdestelle bis
weit in die
Frischethekenregion
hineinreicht. Die
Beschwerdestelle, wo
unzählige Kunden über ihre

Frischethekenpakete
debattieren, weil sie
beispielsweise, warum auch
immer, ihren gewünschten
zarten Ziegenkäse nicht
erhalten haben und sich mit
dem Alternativangebot, einer
kräftigen Elsässer
Schweinskopfsülze, nicht

abfinden wollen.

Es lässt sich feststellen:

Das Einkaufen der Zukunft
ist wunderbar entspannt und
unkompliziert, ein Genuss
und eine Freude! Dafür kann
sich allerdings das
Reklamieren und
Umtauschen ein bisschen
hinziehen. Manche

Lebensmittel sind, bis das mal abgeschlossen ist, häufig schon gar nicht mehr gut.

Wenn man sich jedoch bei den gekauften Dingen nicht so anstellt und einfach mal zufrieden ist mit dem, was man bekommt, funktioniert es tadellos. Stress haben nur

die ewig Unzufriedenen,
Querulanten, die auf ihre
eigentlichen Bestellungen
bestehen, statt flexibel auf
den Markt zu reagieren.

Ein zweiter Einblick in das
Einkaufen der Zukunft wird
mir im Café des Giganto-
Supermarktes gewährt. Dort
lädt man «alle unsere Kunden

zu einem Gratis-
Überraschungsfrühstück»
ein. Die erste Überraschung
ist der Preis. Das
Gratisfrühstück kostet fünf
Euro. Ich bin wahrlich
niemand, der sich wegen
jeder Kleinigkeit beschwert,
will jetzt auch nicht

klugscheißen, aber ich finde,
Dinge, die umsonst sind,
sollten weniger als fünf Euro
kosten.

Wobei, im Prinzip ist das
Frühstück schon umsonst,
also irgendwie:

Genaugenommen zahlt man
fünf Euro und erhält dafür
einen Gutschein, für den man

später an der Kasse die fünf Euro zurückbekommt, wenn man für mindestens zwanzig Euro Produkte eines großen französischen Lebensmittelkonzerns eingekauft hat. «Es ist ganz einfach» steht über den Erklärungstafeln, wogegen

nichts zu sagen ist, da man
das Prinzip ja im Groben
auch aus anderen

Lebensbereichen kennt: Man
bekommt die gesamten fünf
Euro erstattet, sofern man
bereit ist, zwanzig Euro zu
zahlen. In Deutschland wurde
dieses Verfahren bekannt mit
dem Satz: «Die Rettung der

Banken kostet den
Steuerzahler keinen Cent.»

Meine zweite Erkenntnis
über das Einkaufen der
Zukunft lautet somit: Es wird
viele umsonst geben, sofern
man es dann später auch
kauft, also wenn man es
gekauft und bezahlt hat, wird

es umsonst gewesen sein.

Am Ausgang des Supermarkts der Zukunft gibt es natürlich Selbstservice-Kassen. Ganz kurz zum Begriff Selbstservice: Für mich ergibt schon allein das Wort keinen Sinn. Entweder es gibt Service, oder man macht es eben selbst.

Selbstservice ist, wenn man darüber nachdenkt, entweder Quatsch oder unanständig. Beides möchte ich weder in meinem Text noch an einer Supermarktkasse haben.

Hier bedeutet

Selbstservice natürlich, dass man die gekauften Waren

selbst einscannt und mit Karte bezahlt. Alles ganz allein. Nur eine Andere-Mensch-Servicekraft schaut zu und hilft, wenn es Probleme gibt. Und es gibt sehr viele Probleme, praktisch immer.

Natürlich dauert diese Art des Bezahlens ungefähr

zwanzigmal so lange, als
wenn eine versierte
Kassenkraft die Waren übers
Band gezogen und gescannt
hätte. Wer schon einmal
hinter einem Kunden
gestanden hat, der ungefähr
reale zwei Minuten, also
gefühlte drei Stunden im

Portemonnaie nach
passenden Münzen gesucht
hat, kann sich in etwa
vorstellen, was es bedeutet,
wenn diese Person plötzlich
ihren gesamten Einkauf
selbst einscannen muss. Die
Wartezeit geht in die
Jahrzehnte.

Außerdem will ich gar

nicht immer alles selbst
machen müssen. Ich muss
schon allein zum Supermarkt
gehen und auch allein wieder
zurück. Das reicht mir
vollkommen an
Selbstgemachtem.

Gibt es in Zukunft nur
noch Automaten und

Wachmänner, die die
Automaten und uns beim
Selbstmachen überwachen?
Werden wir irgendwann alle
Wachmänner werden, weil es
gar keine anderen Berufe
mehr gibt?

Das

Zukunftsforſchungsinstitut
von Matthias Horx in

Kelkheim behauptet, bald,
also in zwanzig oder dreißig
Jahren, werde man sich alles
einfach so nehmen können.

Also sämtliche Lebensmittel,
alle Waren und Produkte
nimmt man aus frei
zugänglichen Regalen. Man
scannt sie nur mit dem

Daumen, eine Software erkennt und registriert automatisch, und dann wird der entsprechende Betrag direkt vom Konto abgebucht. Sollte dies wirklich so kommen, wird es vermutlich eine große Daumenkriminalität geben. Auch ist nicht klar, was

passiert, wenn das Konto leer ist. Wird dann der Daumen gesperrt? Bekommt man eine eiserne Daumenmanschette? Erkennt man in Zukunft arme Menschen an ihren Daumen? Oder an ihren acht Fingern? Oder reiche Menschen an ihren vier Daumen?

Ganz zum Schluss, kurz
vor dem Ausgang, entdecke
ich aber doch noch ein Gerät,
das mich vorbehaltlos
begeistert. Ein
Getränkeautomat mit
Sprachfunktion. Man wirft
Geld ein, spricht seinen
Getränkewunsch in ein

Mikro, und dann gibt einem
der Automat sofort das
gewünschte Getränk. Bestelle
einen «Café noir double, sans
sucre», also einen doppelten
schwarzen Kaffee ohne
Zucker. Der Automat sagt:
«Pardon, je ne comprends
pas, réessayez, s'il vous
plaît», also «'tschuldigung,

hab nicht verstanden,
versuchen Sie es bitte noch
einmal». Das wiederholt sich
viermal, bis ich husten muss.
Daraufhin gibt mir der
Automat einen Cappuccino.

Viele Stammkunden
kommen nun angerannt. Seit
Wochen, erzählen sie,

würden sie schon versuchen,
hier einen Cappuccino zu
bestellen. Noch nie sei es
gelingen, aber ich hätte es
geschafft, ich hätte die Gabe,
ob ich vielleicht ... Huste
noch zwölf weitere
Cappuccino für andere
Kunden. Im Anschluss
räuspere ich einer jungen

Dame einen grünen Tee, und
einem Rentner wiehere ich
eine Gemüsebrühe.

Denke: Guck, ich spreche
doch mehr und modernere
Sprachen als gedacht. Also
zumindest beherrsche ich ein
sehr gutes
Automatenfranzösisch.

Wurstbrote per Mail

Vor kurzem ist zum ersten Mal in meinem Leben ein Text von mir aus Jugendschutzgründen von einem Radiosender zunächst zensiert und dann gar nicht ausgestrahlt worden. Ich war gleichermaßen stolz wie

irritiert. Es ging um die
Facebookaffäre der besten
deutschen Hochspringerin.

Ein sogenannter Fan hatte
ihr ein Foto von sich
geschickt. Per Mail. Damit
sie mal einen Eindruck von
ihm hat. Es war allerdings
kein Gesamteindruck,
sondern er hat nur einen sehr

privaten Körperteil von sich
fotografiert. Und den in
voller Erregung. Warum,
weiß wohl nur er. Vielleicht
weil ihm ein Foto vom
Gesicht zu intim gewesen
wäre oder weil er gerade kein
anderes Bild zur Hand hatte
oder aus Schüchternheit oder

was weiß denn ich. Menschen sind komisch, und das ist offensichtlich ein besonders komischer.

Ich hatte in meinem Text diesen Körperteil mit dem normalen lateinischen Begriff bezeichnet. Das wurde vom Sender als zu heikel eingestuft. Ich habe

daraufhin vorgeschlagen, den Körperteil anders zu benennen. Ihm einen Vornamen zu geben oder einen Tiernamen. Das hätte es allerdings in der Tat nicht besser gemacht. Ob man von seinem Karl-Heinz, seinem Hans-Otto, seinem Fiffi oder

meinetwegen auch von
seinem Wellensittich spricht
– es bleibt schlüpfrig. Es
hätte schon ein Begriff sein
müssen, der richtig weit weg
von allem Körperlichen ist.
Wurstbrot zum Beispiel. Das
wäre gegangen. «Er hat ihr
also ein Foto von seinem
erigierten Wurstbrot

geschickt.» Das klingt
unverfänglich.

Die Leichtathletin
jedenfalls war von Foto und
Mail angewidert und genervt,
und da dieser Fan einfach
keine Ruhe gab, hat sie
irgendwann den vollen
Namen und den Wohnort

vom Wurstbrotbesitzer auf
ihrer Facebookseite
veröffentlicht. Es folgte eine
große öffentliche Diskussion.
Verletzt das die
Persönlichkeitsrechte vom
Wurstbrot? Was, wenn Name
und Adresse falsch sind?
Oder jemand anders genauso
heißt und in derselben Stadt

wohnt? Oder jemand das
Wurstbrot verwechselt? Für
viele sieht ja ein erigiertes
Wurstbrot aus wie jedes
andere. Und was ist mit
eventuellen Arschlöchern,
die denken, sie hätten nun
das moralische Recht,
jemand anderen zu

verprügeln? Weil der es verdient hat. Die gibt's ja auch, Drecksäcke, die sowieso gern mal wen verprügeln und nur darauf warten, dass ihnen einer gezeigt wird, bei dem sie dürfen, quasi zu Recht. So richtige Blödmänner eben, die dann auch schnell

erscheinen. Denn Faustregel:
Wo mal ein erigiertes
Wurstbrot ist, ist eine
geistige Klappstulle meistens
nicht weit!

Doch das sollte gar nicht
mein Thema sein. Was man
wann wie und wo
veröffentlichen darf oder

nicht, ist tatsächlich eine
heikle, ernsthafte
gesellschaftliche Frage, die
ich nicht mit Hilfe einer
Wurstbrotmetapher
diskutieren möchte.

Womöglich war es auch
ein Versehen. Vielleicht
wollte er eigentlich ein Foto
vom Gesicht machen und

dann: rums!, verwechselt.

Passiert ja schnell. So viele

Fotos, wie sie jeder

mittlerweile mit dem Handy

macht. Vielleicht ist das auch

Teil des Problems, dass viel

zu schnell viel zu viele Fotos

gemacht werden. So ein

Selbstporträt im unteren

Bereich ist mit dem Handy heute kein Aufwand. Wenn man sich dagegen überlegt, was das früher für eine Mühe verursacht hätte. Allein schon die Vorbereitungen. Schließlich soll es ja auch einen guten Eindruck machen. Das Wurstbrot sozusagen gut dastehen. Das

bedeutet Ausleuchten,
Weißabgleich, die richtige
Perspektive, der Hintergrund
und und und ...

Zudem muss bei diesen
ganzen Tätigkeiten der zu
Fotografierende bei Laune
gehalten werden. In Form
bleiben, für den ist das doch

Stress. Dann hat man
vielleicht gar nicht beide
Hände frei. Eigentlich hätte
man so ein Foto, wenn's gut
hätte werden sollen, früher
überhaupt nicht alleine
machen können. Da hätte
man jemanden fragen
müssen. Schon schwierig.
Solche Freunde hat nicht

jeder.

Oder man hätte doch alles
allein gemacht, mit
Selbstausslöser: hinrennen,
Selbstausslöser drücken, dann
schnell wieder zurückrennen,
in Position bringen, lächeln,
also quasi, und so weiter und
so fort. Mal angenommen,

das alles hätte geklappt, dann hätten die Bilder ja noch entwickelt werden müssen.

Wenn nun beim Abholen die Angestellte im Fotoladen gefragt hätte, ob man sich die Abzüge vorsichtshalber hier schon einmal anschauen wolle, um auszuwählen, dann hätte man «Nein!» gebrüllt.

Und wenn sie grinsend
gefragt hätte, ob man eine
Vergrößerung möchte, dann
hätte man gewusst, dass sie
die Fotos ohnehin längst
gesehen hat. Und wenn man
in einem kleinen Ort lebt ...
Kurz, es wäre früher ein
gewaltiger Aufwand

gewesen, so ein Foto zu machen! Das hätte doch keiner so ohne weiteres auf sich genommen, nur um es dann jemandem, der es wahrscheinlich gar nicht sehen will, mit der Post zu schicken.

Aber heute wird alles fotografiert. Ich habe

kürzlich gelesen, dass pro
Stunde weltweit knapp fünf
Milliarden Bilder entstehen.
Rund um die Uhr! Wo
nehmen wir die Leute her,
die sich das irgendwann mal
alles angucken?

Das wäre mein
gesellschaftskritischer Punkt

gewesen. In der Geschichte,
die dann nie gesendet wurde.
Das Fotografieren ist zu
einfach geworden. Es wird zu
viel und zu gedankenlos
fotografiert. Da darf sich
keiner wundern, wenn
erigierte Wurstbrote im
Posteingang sind. Aber, frei
nach Olaf Thon, solche

fotofeindlichen

Fundamentalfragen werden
hier doch nur wieder alle
verretuschiert.

Ehua-Routine

Mittwochnachmittag. Stehe am Fenster und schaue auf das Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Dort stehen an jedem zweiten Fenster auch Menschen und schauen auf unser Haus. Vor ungefähr

einer Minute ist in unserem Viertel das DSL-Netz ausgefallen. Das geschieht hier häufiger mal, und immer wenn es passiert, stehen viele Menschen auf, gehen zum Fenster und gucken, ob andere Menschen im Haus gegenüber aufgestanden sind und aus dem Fenster schauen.

Natürlich gibt es auch ein paar andere, die sieht man wütend telefonieren, rumschreien, verzweifelt den Laptop auf der Suche nach Netz durch die Luft schwingen oder wild am Router herumstecken. Früher war ich mal genauso. Doch

mittlerweile würde ich das nicht mehr tun. Selbst wenn es gar kein Netzausfall wäre, sondern ein privater Computerabsturz oder ein massives Softwareproblem.

Ein Bekannter aus der IT-Branche erzählte mir kürzlich: Die erfolgversprechendste

Lösungsstrategie für
plötzlich auftretende, kaum
erklärliche

Anwendungsprobleme bei
Computerprogrammen sei
die sogenannte Ehua-
Routine. Ehua ist hier
tatsächlich mal ein deutscher
Begriff und steht für

«Einfach hoffen und
abwarten». Bei technischen
Problemen sei dies der
Heilungsansatz mit der mit
Abstand höchsten
Erfolgsquote. Weit vor
Aufschrauben,
Umkonfigurieren, Software
aktualisieren, Draufschlagen
oder Anschreien und

Neustart. Anschreien und
Neustart, das sogenannte
AuN-Verfahren, stehe
allerdings auf Platz zwei,
knapp gefolgt vom
Willkürlichen Aktionismus
(WA), einem völlig
planlosen, hektischen,
aggressiven Wechsel

zwischen allen bekannten
und unbekannten
Lösungsansätzen.

Außerhalb der
Computerwelt – auch in
meinem Freundeskreis – gibt
es die weit verbreitete
Überzeugung, die meisten
Probleme würden dadurch
gelöst, dass ein weiteres

Problem auftritt, welches das ursprüngliche Problem einfach verdrängt oder überlagert. Peter beispielsweise meint, die Schramme im Lack eines Autos lasse sich ja auch am schnellsten und unkompliziertesten beheben,

indem man in dieselbe Stelle
einfach eine Beule reinfahre.
Manchmal braucht es hierfür
nur ein wenig Geduld.

Mit dieser Strategie habe
ich auch schon gute
Erfahrungen gemacht. Als in
meiner wilden Zeit mal zwei
Pfofen meiner
Bettkonstruktion

weggeknickt sind, wären
andere in einer solchen
Situation womöglich
nachhaltig nervös geworden.
Hätten wahrscheinlich in
blindem Aktionismus
versucht, das Ganze sofort zu
reparieren, kompliziert
rumzuwerkeln, und damit

vermutlich sich und ihre
Umgebung in massive
Unruhe versetzt. Ich
hingegen habe geduldig
abgewartet, bis das Problem
sich von alleine löst. Die
Matratze auf den Boden
gelegt und das kaputte Bett
kaputtes Bett sein lassen.
Und siehe da, nach nicht mal

einer Woche verliere ich sehr
früh morgens, im
Stockdunklen, beim
Hochwuchten von der tiefen
Matratze das Gleichgewicht,
falle in das niedrige
Bücherregal und zerstöre es
erstaunlich gründlich. Nun
gab es also zwei Probleme:

ein kaputtes Bett und ein kaputtes Regal. Habe also die Bücher statt der beiden Stützpfeiler unter das Bett gelegt und hatte beide Probleme gelöst.

Meine Schlafstätte war jetzt allerdings schon ein bisschen wacklig, und wenn ich eines der noch

ungelesenen Bücher aus dem neuen Bettpfostenregal lesen wollte, musste ich ein möglichst gleich dickes Buch nachkaufen, um es zu ersetzen. Das sorgte in der Buchhandlung manchmal für fragende Blicke, wenn ich mit dem Zollstock

verschiedene Bücher
ausgemessen habe, um zu
schauen, welches mich
interessiert, also vom
Umfang her. Nicht das
schlechteste
Auswahlkriterium übrigens.
Ein paar meiner heute
allerliebsten Bücher habe ich
seinerzeit eigentlich nur

gekauft, weil sie von der Dicke her gut zu mir und meinem Bett passten.

Irgendwann kam ich allerdings leider auf die Idee, auch die anderen beiden Stützpfeiler vom Bett wegzunehmen, um so noch mehr Regalplatz einzusparen.

Immer mehr Bücher nutzte
ich als Bettstützen, weshalb
meine Schlafstätte höher und
höher wuchs, sich quasi zu
einem Bettbau zu Babel
entwickelte, bis sie einfach
zu instabil war und ich mich
nicht mehr getraut habe,
darin zu liegen. – Habe daher
das Bett schließlich ganz den

Büchern überlassen und stattdessen im kaputten Regal geschlafen. «Solange man keine Probleme hat, ist es unmöglich, Lösungen zu finden», lautet der Leitspruch der Mathematischen Fakultät der Universität Sankt Petersburg.

Das Internet scheint
wieder zu funktionieren.
Zumindest sind gegenüber
fast alle von den Fenstern
verschwunden.

Wahrscheinlich ratlos an den
Computer zurückgekehrt.

Nur die, die geschrien,
geschimpft, gerüttelt,

gesteckt und sich beschwert
haben, haben nun die
Befriedigung, dass es etwas
genützt hat. Ich beneide sie
um ihr Erfolgserlebnis.

Zukunftssplitter

Es gibt wohl nur wenige Erfindungen, die wirklich die Geschichte der Welt verändert haben. Dinge wie das Rad, der Verbrennungsmotor, der Personal Computer oder auch der moderne Versandhandel,

der dafür Sorge trägt, dass
täglich circa zwölf
verschiedene Paketboten mit
achtzehn Paketen für
fünfzehn verschiedene
Bewohner unseres Hauses bei
mir klingeln. Zwar treibe ich
durch dieses ständige Rennen
zur Tür jetzt endlich mal so
etwas wie regelmäßigen

Sport, aber andererseits kann ich auch keine Geschichte mehr schreiben, ohne nicht zwischendrin im Schnitt drei Zustellern öffnen zu müssen, wodurch sich mittlerweile in praktisch jeden Text verlorene Fäden oder größere gedankliche Sprünge

einschleichen sowie ganze Absätze über Paketboten, die ich später mühsam wieder rausstreichen muss oder, wenn ich es vergesse, auch nicht, was außerdem die Frage aufwirft, wo das alles enden soll. Also wie überhaupt Erfindungen in der Zukunft noch gemacht

werden, wenn – es klingelt ...

Auch im Dezember 2014
wird die Berliner S-Bahn
wieder von einem
unvorhersehbaren Winter
überrascht. Jede Menge
Wetter lässt den Betrieb
erneut völlig

zusammenbrechen. Berlin
jedoch ist dieses Mal
vorbereitet: Das sogenannte
S-Bahn-Waiting ist der
Megatrend bei
Einheimischen und
Touristen. Überall in der
Stadt versammeln sich
täglich unzählige Menschen,
um gemeinsam ganz gezielt

auf S-Bahnhöfen zu
verweilen. Der Zauber des
gemeinschaftlichen Wartens
lockt längst Besucher aus
aller Welt in die Metropole.
Flashmobs werden
organisiert, es gibt
Livemusik, Straßenkünstler
treten auf, und auf vielen

Bahnsteigen wird gegrillt.

Von überall her reisen

Wartetouristen nach Berlin,

um mit den Berlinerinnen

und Berlinern unvergessliche

Warterlebnisse zu teilen.

Längst überlegen auch andere

Städte, ihre S-Bahnen

kaputtzumachen, um vom S-

Bahn-Waiting-Boom zu

profitieren, und fordern daher
Berliner Know-how an. Es
heißt, original kaputte
Berliner S-Bahnen könnten
möglicherweise zum größten
Exportschlager seit den
Mauerstücken werden und
den Senatshaushalt nahezu
sanieren.

Nicht wenige waren
überrascht, dass es Apple
doch noch einmal gelang, ein
neues revolutionäres Gerät
auf den Markt zu bringen.
Das iSteam, also ein mobiles
Dampfbügeleisen mit einer
unfassbaren Menge an Apps.
Wie viele andere war auch

ich anfangs skeptisch. Ein
iSteam, so ein mobiles
WLAN-Dampfbügeleisen,
brauche ich so etwas denn
wirklich? Muss ich das echt
unbedingt haben?

Aber jetzt muss ich schon
sagen, es ist toll, einfach
immer und überall bügeln zu

können. Es garantiert völlige
Unabhängigkeit. Heute
könnte ich mir mein Leben
ohne iSteam jedenfalls gar
nicht mehr vorstellen.

Natürlich geht das nicht nur
mir so. Mittlerweile sieht
man sie überall im Stadtbild,
die jungen Leute, die in
speziellen Cafés zusammen

dampfbügeln und dann
gemeinsam in ihrer Wolke
stehen.

Habe kürzlich einen Artikel
gelesen, dem zufolge die
Forschung in Südkorea mit
aller Kraft eine weitere
Entwicklungsstufe für

intelligente Haushaltsgeräte
anstrebt. Unter anderem geht
es um Multimedia-Lampen,
bei denen Hunderte
verschiedener
Lichtstimmungen und
Lichtatmosphären
einprogrammiert sind, und
um Staubsauger mit
Hochleistungs-Dolby-

Surround-Lautsprechern, die das Gerät klingen lassen können wie einen Formel-1-Boliden, einen brüllenden Löwen, aber auch wie ein klassisches Streichquartett. Spektakulär könnten auch die 3-D-Mikrowellen werden, bei denen es so aussieht, als

würde Miraculix persönlich
in der Mikrowelle die Suppe
aufwärmen.

Grundsätzlich sind dies
aber wohl mehr Spielereien.

Der neue

gesellschaftsumwälzende

Trend sind Haushaltsgeräte
mit Social-Media-

Kompetenz. So gibt es

bereits Prototypen von
Waschmaschinen, die
selbständig über Facebook
erfragen können, was die
Freunde bei der nächsten
Party wahrscheinlich tragen
werden, und dann in
Eigenregie die perfekt dazu
passenden Sachen auf Termin

waschen und trocknen.

Selbstverständlich müssen diese Waschmaschinen mit Kleiderschrank und Wäschekorb vernetzt sein, wie natürlich auch mit der Waage, damit die Sachen bei der Party auch passen, ja perfekt sitzen. Es gibt die Möglichkeit, noch ein voll

digitalisiertes
Änderungsschneidereicenter
in dieses Home-System zu
integrieren, sodass man sich
eigentlich gar keine
Gedanken mehr machen
muss. Theoretisch wäre es
sogar vorstellbar,
Waschmaschinen zu

entwickeln, die dann auch noch selbst auf die Party gehen und dort anstelle ihrer Besitzer tanzen. Doch die konkrete Umsetzung dieser Idee ist wohl tatsächlich noch ferne Zukunftsmusik.

Nach dem Durchbruch der 3-

D-Technologie in der
Filmindustrie gab es nun
kürzlich bei der
Funkeausstellung die ersten
Versuche mit 4-D-Filmen.
Also Filmen, bei denen auch
noch die vierte Dimension,
die Zeit, als Erlebnis
hinzukommt.

Nach nur gefühlt einer

Minute steht man bereits wieder aus dem Kinosessel auf. Tatsächlich sind aber drei Jahre vergangen. Ein Rausch, eine Revolution der sinnlichen Erfahrung. Im Jahr 2017 wird man die ersten Testseher, die sich solch einen 4-D-Film

angeschaut haben, nach ihren
Erfahrungen befragen
können.

Steve Jobs prophezeite vor
zehn Jahren, dass die
Segways unsere Welt in
ähnlicher Weise
revolutionieren würden wie

der Computer. Er meinte damals, in zehn Jahren – also heute – würden nahezu alle Menschen in den Städten mit diesen Stehrollern unterwegs sein und Autos in der Innenstadt gäbe es praktisch nicht mehr.

Daran musste ich denken, als ich vor kurzem mit einem

Freund wegen der Baustelle
in der Friedrichstraße in
einem gigantischen Stau
stand. Dass diese Segways
nicht so groß rausgekommen
sind, liegt vielleicht daran,
dass Steve Jobs die Sache
nicht selbst in die Hand
genommen hat. Hätte er den

«iSegway» präsentiert, mit zehntausend Apps, LTE-Highspeed-Netz und riesigem Touchscreen, hätte heute wahrscheinlich jeder so ein Teil.

Also wäre ich Apple, wäre das ja genau das nächste große Ding, das ich in Angriff nehmen würde:

iSegways.

PS: Falls jemand von Apple dies jetzt liest und meine Idee aufgreifen möchte, würde ich mich übrigens über eine kleine Aufmerksamkeit seitens der Firma sehr freuen. Es muss gar nicht Geld sein. Man könnte diese Geräte

auch einfach nach mir
benennen. Das iEvers. Das
fände ich lustig, wenn dann
ständig Leute sagen würden:
«Ich fahre auf meinem
iEvers» oder auch «Boarh,
bin ich schnell mit meinem
iHorst» oder «Habe mir eine
tiefergelegte iEvers-
Sondersonderausstattung mit

Sportchassis und Haaren
besorgt».

Im Technologiepark in der
Nähe des Genfer CERN-
Zentrums gibt es angeblich
auch erste Feldversuche mit
W-Food, also Wireless Food.
Funktioniert wohl wie

WLAN, nur eben mit Essen.

Man macht einfach nur den
Mund auf, und nach einer

Weile ist man ganz von
selbst satt. Leider gibt es

Wireless Food bislang aber
nur in den

Geschmacksrichtungen «nach
nichts» und «bisschen
muffig».

Eine dieser großen,
umwälzenden Erfindungen,
die tatsächlich die Welt
verändern, wurde nun
kürzlich auf einer
Technologiemesse in Seoul
vorgestellt. Auf den ersten
Blick ist dieses Gerät nur ein

normaler Toaster. Aber es verfügt über eine Rechenleistung, die ihm auch die Planung und Durchführung einer Marsmission ermöglichen würde. Allerdings ist dieser Toaster zu intelligent, als dass er eine Marsmission planen würde. Er wüsste auch

gar nicht, wozu, da mit an
Sicherheit grenzender
Wahrscheinlichkeit davon
auszugehen ist, dass
intelligentes Leben auf dem
Mars, wenn sich denn dort
überhaupt welches befinden
sollte, keinen Toaster
benötigt, weil es da ja gar

kein Brot gibt.

Dieser hochintelligente Toaster bleibt also in der Küche und ist dort über den Router, also per WLAN, permanent online. Wenn nun beim Frühstück irgendeine Frage auftaucht, kann man einfach den Toaster um Rat bitten. Der googelt das

schnell, und wenn man dann
zwei Scheiben Toast ins
Gerät steckt, brennt der
Toaster die Antwort direkt
aufs Brot. Das Tollste
allerdings ist: Man muss die
Antworten nicht einmal
lesen, was ja auch schwierig
wäre, da es ein koreanisches

Gerät ist. Nein, man isst einfach den Toast und weiß automatisch alles, was auf dem Brot gestanden hat. Eine wahre Revolution. Wenn sich das durchsetzt und ausgebaut wird, also dass man sich durch Essen Wissen aneignen kann, würde das viele Ausbildungen dramatisch

verkürzen. Wenn man selbst komplizierteste, schwierigste Studiengänge und Spezialwissenschaften einfach begreift, indem man isst, würden bald die Menschen die Klügsten werden, die am meisten essen können. Ich glaube, das

würde wirklich die Welt
verändern.

Wobei, was die Forscher
bei diesem Toaster im
Moment wohl am
allermeisten begeistert, war
gar nicht so geplant. Im
Prinzip ist es durch ein
Versehen entstanden. Wie so
viele in der Welt der

Wissenschaft. Irgendwann
hat nämlich jemand gar keine
Frage gestellt, trotzdem zwei
Scheiben Toast getoastet und
dann diese leeren Scheiben
aufgegessen. Als Folge davon
wusste er zwei oder drei
Minuten lang nicht mehr als
eine leere Scheibe

Weißmehltoast. Hat genauso
gefühlt und empfunden, wohl
nichts weiter gedacht als:

Heiß, heiß, heiß, heiß, heiß!

Das muss ein großartiges
Gefühl gewesen sein. Diese
wirklich völlige Leere im
Kopf. Völlige Freiheit.

Existenz ohne Fragen. Ein
Triumph des Bewusstseins,

wie man ihn sonst wohl nur durch jahrelanges Meditieren erreichen kann. Dieses vollkommene Glücksgefühl ist seither offensichtlich wie eine Droge für die Forscher. Und auch ich freue mich da schon total drauf. Zwei, drei Minuten lang nicht mehr

denken als eine Scheibe
Weißmehltoast. Kann es ein
größeres Geschenk geben?
Meiner Meinung nach wird
da ein uralter
Menschheitstraum wahr.

Das unterforderte Ferienhaus

Freunde haben ein
Ferienhaus gemietet. An der
Ostsee. Ein großes
Ferienhaus. Und jetzt machen
wir da mit ihnen Urlaub.
«Weil es sich ja sonst nicht
richtig lohnt.» Das war die

offizielle Begründung. Also mit diesen Worten wurden wir gefragt, ob wir nicht mit ihnen, der befreundeten Familie, in diesem Haus unsere Ferien verbringen wollen. «Weil es sich ja sonst nicht richtig lohnt.»

Alleine kriegen sie das Haus nicht genügend

bewohnt. Wenn zu wenig
Leute darin wohnen, fühlt es
sich wahrscheinlich
unterfordert. So was sollte
man nicht machen. Das ist
wie mit Kindern in der
Schule. Die darf man auch
auf keinen Fall unterfordern.
Sonst fangen die an, sich zu

langweilen, werden
unaufmerksam, machen
Quatsch, sind abgelenkt,
kriegen irgendwann
überhaupt gar nichts mehr
mit, werden immer
schlechter, bis sie völlig den
Anschluss verlieren, keinen
Abschluss bekommen, auf
die schiefe Bahn geraten und

dann beispielsweise mit
Drogen handeln.

So, und damit dieses
Ferienhaus da an der Ostsee
eben nicht irgendwann
anfängt, mit Drogen zu
handeln, sind wir jetzt also
mit in den Urlaub. Das Haus
auffüllen. «Damit sich das

auch lohnt.»

Wie bei Einkäufen, wo man auch immer noch das eine oder andere dazunimmt, weil sich sonst der Weg nicht richtig gelohnt hätte. Ich habe mehrere, teilweise jahrzehntealte Teebeutelpackungen zu Hause, die ich nur aus diesem

Grund besitze.

Es gibt sogar riesige,
weltweit agierende
Unternehmen, deren
Geschäftsmodell nur auf
diesen «Weil-sich-sonst-der-
Weg-nicht-richtig-gelohnt-
hätte-Käufen» basiert. Ganz
vorn hierbei

selbstverständlich Ikea.

Mittlerweile liegen seriöse Untersuchungen vor, die belegen, dass die «Weil-man-jetzt-grad-mal-da-ist-nehmen-wir-das-noch-schnell-mit-Käufe» bei Ikea rund siebenzig Prozent des Gesamtumsatzes ausmachen. Das ist deren Strategie. Ich

kenne ein Paar, das dort ein
Schlafsofa kaufen wollte,
kein schönes gefunden hat,
aber stattdessen mit anderen
Einrichtungsgegenständen
und Wohnaccessoires im
Wert von circa 1,75
Schlafsofas nach Hause
gekommen ist. Ein halbes

Jahr später haben sie dann doch ein Schlafsofa bei Ikea gekauft, weil das –
wörtliches Zitat! – «einfach am besten zu der restlichen Einrichtung der Wohnung gepasst hat».

Eine Freundin hat sich von mir mal mit den Worten getrennt, ich hätte sowieso

nur auf dem Weg gelegen.
Eigentlich habe sie einen
meiner Freunde gewollt, da
der aber noch besetzt
gewesen sei, habe sie die
Zwischenzeit eben mit mir
überbrückt. Ich sei mehr oder
weniger so etwas wie ein
Wartesemester gewesen.

Nun, da ich seinerzeit
diesbezüglich ohnehin eher
die Haltung «Erst mal
nehmen, was man kriegen
kann!» hatte, war das
eigentlich gar nicht so
schlimm. Also aus heutiger
Sicht betrachtet. Seinerzeit
war ich schon ziemlich
verletzt, denn es ist mir

damals noch sehr
schwergefallen, Dinge aus
heutiger Sicht zu betrachten.

Meine Betrachtungen zu
diesem Ostsee-Urlaub sind
aus heutiger Sicht übrigens
auch relativ bedeutungslos,
weil Kind und Freundin
sowieso ganz begeistert von

der Ferienhausidee mit den
Freunden waren und ich
eigentlich schon überstimmt
war, bevor ich gefragt wurde.
Vermutlich war ich auch nur
deshalb dagegen, weil ich
wusste, dass ich überstimmt
werde. Eventuell ist das so
ein kleines bisschen die SPD
in mir.

Trotz aller offenen und heimlichen Freude ist so ein Mehrgenerationenurlaub nicht immer ganz einfach. Zwar sind es in unserem Fall nur zwei Generationen, also Eltern und Kinder, aber schon das kann durchaus zu unüberbrückbaren

Interessenkonflikten führen.

So wie am Morgen des dritten Urlaubstages. Alle Eltern sind müde, wollen im Haus bleiben, lesen, dösen, vielleicht sogar hier und da versehentlich noch mal ein bisschen wegschlafen. Eben das Haus bewohnen. Deshalb sind wir ja schließlich da.

Alle Kinder wollen an den Strand. Es droht Streit.

Ich sage, es reiche doch, wenn ein Erwachsener mit den Kindern an den Strand gehe. Alle sind begeistert, jubeln. Die anderen Eltern bedanken sich, dass ich mich bereit erklärt habe, mit den

Kindern an den Strand zu gehen.

Fühle mich missverstanden. Erkläre: «Nein, nein. Welcher der vier Erwachsenen an den Strand geht, muss noch entschieden werden, man kann ja losen.»

Ulrike guckt genervt, macht vier Zettel, schreibt

auf jeden einen Namen, faltet
sie, legt sie in eine Schale,
hält mir diese hin und sagt:
«Gott, ich weiß zwar nicht,
welchen Sinn dieses Losen
haben soll, aber wenn du dich
dann besser fühlst ...»

Ziehe ein Los. Mein Name.
Beklage mein Pech. Ulrike

tröstet mich: «Na ja, war nicht nur Pech ...»

Rund anderthalb Stunden später sitze ich mit den vier Kindern am Strand. Also ich sitze, die Kinder sind sofort ins Wasser gestürmt. Es ist sehr heiß. Ich würde auch gern ins Wasser, aber ich muss ja auf die Wertsachen

aufpassen. Alle lachen,
planschen und haben Spaß.
Nur ich sitze da und
schwitze.

Es dauert eine Weile, aber
dann habe ich endlich eine
Idee. Setze sie auch direkt in
die Tat um. Lege mein
Portemonnaie, das Handy

und die restlichen
Wertsachen in eine
Plastiktüte und verschließe
diese ganz, ganz fest, quasi
luftdicht. Grabe dann mit der
Plastikschaufel der Kinder
ein circa fünfzig Zentimeter
tiefes Loch, werfe die Tüte
da rein, schütte alles wieder
mit Sand zu und lege das

große Handtuch drüber. So,
das sollte als Tresor
eigentlich reichen. Jetzt kann
ich endlich auch ins Wasser.
Bin stolz. Wieder mal ein
schönes Beispiel für
Lebensqualität durch
Intelligenz. Mein
Lebensmotto.

Das Wasser ist viel zu kalt.
Stelle fest, das Konzept
Ostsee hat durchaus
Schwächen. Am Strand zu
heiß, im Wasser zu kalt. Und
versalzen ist sie auch, aber
hallo! Wer immer die Ostsee
zubereitet hat, muss total
verliebt gewesen sein. Hätte

jetzt gern ein Eis, um mich
von innen der
Wassertemperatur
anzunähern, aber das Geld ist
ja vergraben. Die Kinder
müssen auf Toilette. Das
kostet fünfzig Cent.

Verdammt. Erlaube ihnen,
unauffällig in die Ostsee zu
pinkeln. Dann wird die

vielleicht auch ein bisschen wärmer.

Beiße schließlich die Zähne zusammen und gehe richtig weit raus ins Wasser. Stolpere, verliere das Gleichgewicht, falle hin, schüttele mich und muss zugeben: Es ist großartig.

Einfach ganz, ganz
phantastisch. Was immer
man getan hat oder tun
musste: Für diesen Moment
des Ins-Meer-Springens hat
sich alles gelohnt. Es gibt
kaum ein größeres und
verlässlicheres Glücksgefühl.
Vergesse alles um mich
herum.

Ich weiß nicht, wie viel
Zeit vergangen ist, als ich
endlich wieder aus den
Fluten heraus an den Strand
zurückkehre. Wahrscheinlich
viel, und ich bin wohl auch
ziemlich weit abgedriftet.
Also zumindest, wenn man
sich an unserem Lagerplatz

mit den Handtüchern
orientiert.

Die Kinder liegen da und
spielen «Ich sehe was, was du
nicht siehst». Sie teilen mir
mit, sie seien mit den
Handtüchern und allem gut
fünfzig Meter nach rechts
gezogen, weil es hier mehr zu
gucken gebe. Ich starre sie

an.

Sie fragen, wo das Problem sei, der Strand sei doch überall fast vollkommen gleich.

Antworte: «Genau das ist das Problem.»

Gehe den Strand runter und suche nach der Stelle, wo

ich die Wertsachen vergraben
habe. Es scheint aussichtslos,
aber dann sehe ich eine junge
Frau, die sich auf ihrem
Handtuch sonnt.

Ausgerechnet, doch ich bin
mir einigermaßen sicher. Ich
fürchte, sie liegt genau auf
unseren Wertsachen. Na, hilft
ja nichts. Gehe zu ihr und

frage: «Entschuldigung, aber dürfte ich einmal kurz unter Ihnen graben?»»

Sie schaut mich an, als hätte ich gefragt, ob wir unsere Badeanzüge tauschen wollen. Obwohl, das stimmt so nicht. Eigentlich schaut sie noch viel irritierter, eben

so, als hätte ich gefragt, ob ich unter ihr graben darf.

Erkläre ihr alles. Sie lacht.

Richtig herzlich und zugewandt lacht sie. Dann graben wir zusammen und haben gehörigen Spaß.

Denke: Wäre ich noch mal auf dem Markt, wäre genau das die Methode, wie ich

versuchen würde, jemanden
kennenzulernen. Die
Wertsachen allerdings finden
wir nicht.

Die Kinder haben
mittlerweile alle anderen
Kinder am Strand informiert
und dazu gebracht, nach
meinem Tresor zu suchen.

Der ganze Strand besteht
jetzt aus buddelnden
Kindern. Sogar die Eltern
machen teilweise mit. Die
Strandaufsicht kommt. Fragt,
was los sei. Nachdem ich
alles erklärt habe, machen sie
eine Durchsage. Nun
kommen auch aus großer
Entfernung und von der

Promenade her unzählige Menschen, weil sie mal den Idioten sehen wollen, der sein Wertsachen-Loch nicht wiederfindet. Alle graben, aber es ist sinnlos, wir finden die Stelle einfach nicht.

Julian, der elfjährige Sohn unserer Freunde, nimmt mich

zur Seite. Meint, er müsse
mir dringend etwas sagen. Er
druckst herum: «Na ja, also
eigentlich ist uns schon beim
Umziehen mit den
Strandsachen das frisch
gegrabene Loch aufgefallen,
weshalb wir die Tüte mit den
Wertsachen auch rausgeholt
und mitgenommen haben.

Aber als du dann derartig erschrocken bist, haben wir uns gefreut, dass unser Scherz so gut funktioniert. Und nichts gesagt. Und dann ging das Graben los, was ja auch erst mal schön gewesen ist. Und du hast doch auch Spaß gehabt, mit der Frau

und so. Das wollten wir dann
auch nicht gleich
kaputtmachen und überhaupt
... Aber jetzt ist die Sache
vielleicht doch ein wenig aus
dem Ruder gelaufen.»

Denke: Die einen sagen so,
die andern so.

Wir beschließen,
unauffällig unseren Kram

zusammenzusuchen und in den nächsten Tagen vielleicht lieber an den etwas abgelegenen Weststrand zu gehen.

Als wir heimkommen, sind die anderen schon im Aufbruch. «Am Strand soll richtig was los sein!», rufen

sie. «Irgendeine
Goldgräberaktion oder so
was. Vielleicht finden wir ja
den Schatz!»»

Wünsche ihnen viel Glück
und übernehme wieder das
Bewohnen des Hauses.

Das Tuten

Donnerstagnacht 4.20 Uhr.

Es tutet in der Wohnung.

Allerdings ein Tuten, das ich so gar nicht kenne. Zudem in großen Abständen.

Mindestens eine halbe

Minute liegt zwischen den

Tutern, eher mehr.

Das Handy? Das
überrascht ja immer mal
wieder mit neuen
Alarmtönen. Ich war oft
schon erstaunt, wie viele
Geräuschideen mein Handy
so entwickelt. Womöglich
hat das Kind eine weitere
versteckte Alarmoption

entdeckt oder runtergeladen
und direkt eingestellt. Auf
4.20 Uhr. Als kleinen Gruß,
nur um zu zeigen, dass es mit
meinem Handy besser
umgehen kann als ich, dass
ich dieses Telefons eigentlich
gar nicht würdig bin, dass
dieses Smartphone gemäß
der Vorsehung eigentlich zu

ihm gekommen ist. Es ist
sein Schatz. Ich verwahre ihn
höchstens, fürchte gar seine
Macht, dass es Besitz von
mir ergreifen könnte.

Aber mein Handy liegt
vergleichsweise entspannt
neben dem Bett, während es
von anderswoher

unverdrossen weitertutet.

Das Taschentelefon der Freundin? Wirkt auch, als würde es schlafen.

Der Wecker? Nein, der konzentriert sich still und stoisch auf seinen großen Moment in rund drei Stunden.

4.25 Uhr. Es tutet in der

Wohnung.

Gehe im Kopf die
möglichen Ursachen dieses
Tutens durch. Es ist
erschütternd, wie viele
Geräte wir in der Wohnung
haben, denen ich im Prinzip
ein nächtliches Tuten
zutrauen würde: Drucker,

Fernseher, Musikanlage,
Kaffeemaschine,
Waschmaschine,
Digitalkamera, Toaster,
Zahnbürste (ja, auch die
Zahnbürste!), Ladegeräte ...

4.30 Uhr. Es tutet in der
Wohnung.

Laufe in alle Zimmer, gehe
sämtliche Geräte mit

Tutpotenzial durch. Aber nichts, jedes dieser Geräte döst ruhig vor sich hin.

Zumindest, wenn ich davorstehe. Habe nämlich zusätzlich das Gefühl, die Position des Tutens würde sich verändern. Seltsam.

Haben wir irgendetwas in der

Wohnung, das sich bewegt
und dabei gelegentlich tutet?

Die Freundin ist wach
geworden. Sie herrscht mich
an, warum in Gottes Namen
ich denn um diese Uhrzeit in
der Wohnung rumrenne? Sie
sei davon wach geworden.
Außerdem solle ich gefälligst
mit dem Tuten aufhören.

4.40 Uhr. Laufe jetzt
gemeinsam mit der Freundin
durch die Wohnung, um
herauszufinden, woher das
Tuten kommt. Ermahne die
Liebste, sie solle aufhören,
vor sich hin zu schimpfen.
Das erschwere es, das Tuten
zu lokalisieren. Auch könne

dadurch das Kind aufwachen.
Sie fragt: «Was?» Ich sage,
sie solle doch bitte das Kind
nicht aufwecken.

Das Kind wacht auf. Fragt:
«Was hast du gerade gesagt?
Warum seid ihr noch wach?
Habt ihr wieder heimlich
Gruselfilme geguckt?» Alle
drei Fragen übrigens nahezu

zeitgleich innerhalb einer
kurzen akustischen Welle.

Wir beruhigen sie, sagen,
sie solle zurück ins Bett
gehen und sich keine Sorgen
machen. Es sei völlig normal,
dass Eltern nachts leise vor
sich hin schimpfend durch
die Wohnung gehen, alle

würden das so machen, wenn sie älter sei, werde sie das verstehen. Die Tochter nickt, fragt aber noch, ob es eigentlich brenne, weil die Rauchmelder würden ja die ganze Zeit tuten.

4.50 Uhr. Sitze vor den rausgeschraubten Rauchmeldern. Vor drei

Jahren waren die im
Angebot, deshalb haben wir
da für alle Zimmer welche
gekauft. Und jetzt sind
gleichzeitig bei allen die
Batterien leer. Daher die
Warntuter alle paar Minuten,
aus immer wieder anderen
Richtungen.

Selbstverständlich sind keine Ersatzbatterien da. Hierzu gratuliert mir die Freundin von Herzen und geht dann auch zurück ins Bett.

Na wunderbar. Falls übrigens irgendjemand mal eine Idee sucht, was man noch wirklich Sinnvolles erfinden könnte: intelligente

Batterien, das fände ich gut.
Das heißt, so übermäßig
intelligent müssten sie gar
nicht sein. Sie müssten
eigentlich nur die Uhr lesen
können, sich die
Ladenöffnungszeiten merken
und dann eben zu einer
passenden Zeit leer werden.

So jedenfalls kann ich
nicht wieder einschlafen. Die
Vorstellung, es könnte
ausgerechnet jetzt brennen,
wo ich alle Batterien aus den
Rauchmeldern entfernt habe,
beunruhigt mich
außerordentlich. Setze ich
jedoch die Batterien wieder

ein, bekomme ich wegen des
Tutens keinen Schlaf. Eine
klassische Lose-lose-
Situation. Sitze den Rest der
Nacht wach vor den
Rauchmeldern und achte
persönlich darauf, dass es
nicht brennt. Als lebender
Rauchmelder. The human
smoke-guard.

Denke an die historischen
Brandwachtmeister von
Hamburg. Im 19. Jahrhundert
hatte man im Hafengebiet
von Hamburg aufgrund der
gewaltigen Warenlager große
Angst vor um sich greifenden
Bränden. Deshalb gab es
spezielle Brandwachtmeister,

die nur gucken mussten, ob
es nicht irgendwo brennt. Vor
allem natürlich nachts. Da
saßen sie dann bei
Kerzenschein und passten
auf. Bis ausgerechnet einer
dieser Brandwachtmeister
während der Wache
einschlief, die Kerze umwarf
und wohl dadurch den

gewaltigen Hafenbrand von Hamburg auslöste. So zumindest sagt es eine der Legenden, die sich bis heute um den Brand ranken.

Daran muss ich übrigens immer denken, wenn die drei riesigen Ratingagenturen «Moody Blues», «Standard»

und «Poor Bitch», wie sie wohl im Groben heißen, ständig behaupten, sie würden selbst gar keinen Einfluss nehmen, sie seien ja nur so eine Art Alarmwächter.

Wenn ich es drauf anlegen würde, könnte ich da wahrscheinlich eine gewiefte,

scharfzüngige
wirtschaftspolitische Sottise
draus dreheln. Aber man
will es sich ja auch nicht zu
einfach machen. Schließlich
ist es ja meist gar nicht der
eigentliche Brand, sondern
mehr die Angst davor und
das dauernde Tuten der

Alarmwächter, was einem am
Ende diese ständige
Müdigkeit beschert.

Pizza Deutschland

Lissabon ist keine rechtwinklige Stadt. Und erst recht ist Lissabon nicht zweidimensional. Überhaupt nicht. Es ist sogar die am wenigsten zweidimensionale Stadt, die ich kenne. In Deutschland würde Lissabon

wohl als gehobenes

Mittelgebirge durchgehen.

Sieben Hügel hat die Stadt,
und jeder einzelne davon ist
höher als der Fernsehturm.

Also wenigstens gefühlt. Nur
damit man mal so einen
Eindruck hat.

Das Stadtgebiet von Berlin
ist etwa zehnmal so groß wie

das Stadtgebiet von Lissabon.
Würde man jetzt allerdings
das gebirgige Lissabon mit
einem riesigen Nudelholz
ganz, ganz flach ausrollen,
dann wäre es dadurch
ungefähr so groß wie Berlin,
plus ungefähr die Hälfte von
Brandenburg. Man kann sich

also Lissabon im Prinzip
vorstellen wie ein
zusammengeschobenes
Berlin, in das zusätzlich noch
eine ordentliche Menge
Brandenburg mit
hineingeraten ist.

Dadurch hat Lissabon
beides zugleich,
landschaftliche Schönheit

und Großstadtleben. Wer beispielsweise mal so einen richtigen Wanderurlaub machen möchte, mit allem Drum und Dran, nur eben ohne Natur, Tiere, gute Luft und diesen ganzen Kram, dafür aber mit Café und Bäckerei an jeder Kreuzung,

für den bietet sich Lissabon an. Zudem hat man wirklich viel schöne Aussicht.

So wie von dem Kiosk mit Hanglage aus, in der Straße, in der wir in Lissabon wohnen. Der Mann vom Laden spricht deutsch. Er erzählt, er habe lange in Ludwigshafen gelebt und

gearbeitet. Als Elektriker.
Aber zurück in Portugal, hat
er doch lieber diesen Kiosk
eröffnet. Er meint, wer
einmal in Deutschland als
Elektriker gearbeitet habe,
der sei für die alten Häuser
und Leitungen in Lissabon
für immer verdorben. Man

stehe das nervlich nicht mehr
durch. Er lacht. Frage ihn,
warum er nach Portugal
zurückgekehrt sei. Er schaut,
als hätte ich gefragt, ob er
schon einmal versucht habe,
hier am Berghang den
Bürgersteig
hinunterzupinkeln. Andere
versuchen das wohl immer

wieder. Er aber macht mit
leicht entrücktem Gesicht
eine große, ausladende
Handbewegung über das
Lissabon-Panorama, das sich
von seinem Kiosk aus
darbietet, und entgegnet:
«Kennen Sie Ludwigshafen?»

Ich entschuldige mich für

meine Frage. Dann lacht er wieder, ruft: «War Witz, war Witz!», Ludwigshafen sei wunderbar, Deutschland sei wunderbar, aber als seine jüngste Tochter zum Studieren aus dem Haus sei, habe er eben beschlossen, nicht länger als Elektriker in Ludwigshafen zu bleiben.

Das letzte Drittel seines
Lebens wolle er lieber damit
verbringen zu *erzählen*, dass
er mal Elektriker in
Ludwigshafen gewesen sei.
Und dafür sei dieser Kiosk
natürlich perfekt, weil so
viele Touristen fragen
würden, warum er denn so

gut Deutsch könne. Als ob das so eine besondere Leistung sei, sagt er lachend, viele der deutschen Touristen hier könnten auch ziemlich gut Deutsch.

Am frühen Abend, in der noch weiter oben am Berg gelegenen Pizzeria, meint der Inhaber, er werde uns heute

persönlich bedienen. Die Kellner habe er zur großen Demo gegen die rigiden EU-Sparbeschlüsse geschickt. Aber wir sollten uns keine Sorgen machen. Er und eigentlich alle, die er kenne, würden die Deutschen trotz allem noch mögen. Also

außer Frau Merkel vielleicht.
Dann lacht er und erzählt
uns, er sei früher zur See
gefahren. Auch viel auf
deutschen Schiffen, mit
denen er häufig in deutschen
Häfen gewesen sei. Eine
schöne Zeit. Die Pizzeria
habe er nur, um davon
erzählen zu können, wie er

früher zur See gefahren sei.
Meine Freundin wird mir
später berichten, den
Franzosen drei Tische weiter
habe er gesagt, er sei viel auf
französischen Schiffen in
französischen Häfen
gewesen.

Ich bestelle eine Pizza

Alemanha, also eine Pizza
Deutschland, weil mich
interessiert, was da wohl
drauf ist. Also was für ein
Pizza-Image Deutschland in
Portugal hat. Muss an ein
Interview vor einigen Jahren
mit dem Chef des
Tourismusverbandes von
Hawaii auf der ITB denken,

der großen Berliner
Tourismusmesse. Wie
deprimiert der war, als er
zum ersten Mal in
Deutschland eine Pizza
Hawaii bestellt hat. Wie er
mehrfach gesagt hat, das
werde Hawaii einfach nicht
gerecht, Schinken und

Ananas mit ganz dick Käse
drauf ... Überhaupt nicht
werde das Hawaii gerecht.
Wie er dann fast geweint hat
und am Ende des Interviews
auch noch gerufen:
«Außerdem haben wir jede
Menge Bier auf Hawaii!»
Das hat mich damals
wirklich berührt.

Der Mann von der Pizzeria erklärt: «Dass Portugal eine Seefahrernation wurde, ist ja nur logisch. Gerade von Lissabon aus betrachtet. Wenn man ständig so viele Berge und Treppen hinauflaufen muss wie wir hier in Lissabon, hat man

natürlich irgendwann keine
Lust mehr. Also sind wir zur
See gefahren, Wasser hat
keine Treppen. Während die
Spanier wegen des Goldes
losgefahren sind und die
Engländer, um Kolonien zu
gründen, sind wir
Lissabonner eigentlich nur
unterwegs, um mal ein paar

Wochen keine Treppen
laufen zu müssen.» – Und
natürlich, um später davon
erzählen zu können.

Dann kommt meine Pizza
Alemanha, und ich würde
gern mit dem Tourismuschef
von Hawaii tauschen. Relativ
gesehen, ist Ananas mit ganz

dick Käse gar nicht mal so
schlecht. Meine Pizza ist
belegt mit Wurst. Aber nicht
mit Wurstscheiben, sprich
Salami oder Plockwurst,
nein, es liegen zwei
komplette Grillwürste auf der
Pizza, dazu sehr viele
Kartoffeln und etwas, was ich
zunächst für

Artischockenherzen halte,
was sich jedoch beim
Probieren als eine Art
Rosenkohl herausstellt.
Schaue auf die Pizza und
stelle fest: «So schön ist
Deutschland!»

Denke: Die Portugiesen
sagen zwar die ganze Zeit,

dass sie die Deutschen
mögen und unser Land ganz
toll finden. Aber mit der
Pizza Alemanha kommt die
Wahrheit auf den Tisch, ihre
wirkliche, ehrliche Meinung.
Pizzamund tut Wahrheit
kund. Aber andererseits: Hat
die Pizza nicht auch recht?
Früher wollte Deutschland

gerne ein unbarmherziges,
zähes Stück Fleisch sein,
heute wäre es gerne eine
leichtfüßige, fein
komponierte, intelligente
Cremespeise oder zumindest
eine raffinierte
Kaffeespezialität. Doch
Deutschland ist und bleibt

nun mal Wurst, Kartoffeln
und Kohl. Beschließe, mich
damit abzufinden und meine
Pizza zu akzeptieren. Es wird
die nationale Identität
gegessen, die auf den Tisch
kommt. So bin ich erzogen.

Stelle dann aber zu meiner
großen Überraschung fest:
Deutschland schmeckt

hervorragend, nein wirklich,
sehr, sehr gut! Bratwurst,
Kartoffeln und Rosenkohl,
eine der besten Pizzen, die
ich jemals gegessen habe.
Also zumindest in Portugal.
Stimmt es also doch, dass
man erst reisen muss, um das
eigene Land zu begreifen und

schätzen zu lernen.

Die Pizza Portugal der Freundin war übrigens belegt mit Grillfleisch und Bratkartoffeln. Auch sehr gut, könnte man zu Hause ohne weiteres als Pizza Neukölln oder Pizza Moabit anbieten.

Auch wenn die Portugiesen

ansonsten ein bisschen zu fett
und fischlastig kochen, sind
sie grundsätzlich sehr
sympathisch. Alles im
Grunde nur deshalb zu
machen, um später davon
erzählen zu können, gehört
als Sinn des Lebens zum
Einleuchtendsten, was mir

bislang präsentiert wurde.

Die Welt entdecken, nur weil man zu faul ist, Treppen zu steigen – daraus könnte man eine ganze Weltanschauung basteln. Eine nicht aggressive, gemütliche und trotzdem neugierige, lebensfrohe Weltanschauung. Eine, die auch mir gefallen

würde.

Tauben auf dem Dach

Der Gemüsehändler in unserer Straße ist Bulgare. Dagegen ist natürlich nichts zu sagen. Das Problem ist nur, vor einiger Zeit hat er herausgefunden, was ich mache, und es mir auch

direkt mitgeteilt: «Habe dich
gesehen in Fernsehen. In
Komiksendung mit politische
Witze.»

Ich nicke, traue mich aber
nicht zu fragen, wie es ihm
gefallen hat. Er sagt es mir
von sich aus: «Bin
eingeschlafen. Aber Mutter
hat gesagt, war sehr lustig.»

Seine Mutter, die mit im
Laden steht, winkt und lacht.
Winke zurück. Freue mich
über das Kompliment,
wenngleich der
Wermutstropfen bleibt, dass
die Mutter, soweit ich weiß,
bis heute kein einziges Wort
Deutsch versteht oder

spricht. Dafür der Sohn.

«Ist gut, was du machst in
Fernsehen. Ich sage immer:
Hauptsache, man hat
überhaupt Arbeit.»

Ich nicke und lächle
stoisch. Er wirkt zufrieden
mit mir. Aber als ich meine
Tüte mit dem Gemüse
nehmen will, greift er sie

plötzlich, hält sie fest, schaut
mir tief in die Augen und
sagt: «Kennst du das
Sprichwort ‹Lieber Spatz in
Hand als Taube auf Dach›?»

«Äh, natürlich.»

«Weißt du, was es
bedeutet?»

«Klar, das heißt so viel

wie, man soll sich lieber
freuen über das, was man hat,
als Wunschträumen
nachzuhängen, die
womöglich immer nur
Träume bleiben, sprich kaum
erreichbar sind.»

«Genau. Und das ist
Blödsinn!»

«Was?»

«Was ist denn das für ein
dummer Wunschtraum?

Taube auf Dach. Die würde
doch alles vollkacken.»

«Deshalb ja auch lieber
den Spatz in der Hand.»

«Ja, aber nur weil man
Angst hat, die Taube fliegt
weg. Nicht wegen Kacken.»

«Na, das ist doch nur eine
Metapher.»

«Ist schlechte Metapher.

Wie können europäische
Völker Führung anerkennen
von Volk, was sich in seine
Sprichwörter wünscht, dass
ihnen das Dach vollgekackt
wird? Deshalb Frau Merkel

ist so unbeliebt bei andere
Völker.»

«Wegen unserer
Sprichwörter?»

«Allerdings. Nimm
anderes Beispiel, kennst du:
«Pünktlichkeit ist Höflichkeit
von Könige?»»

«Klar ...»

«Was soll das? Warum

sollen Könige höflich sein?
Sie sind König! Wer will
denn Schleimer-König? In
Bulgarien sagen wir: ‹Wer
immer pünktlich ist, auf den
wartet keiner.› Das ist cooles
Sprichwort.»

«Noch mal, du denkst
wirklich, Angela Merkels

Unbeliebtheit bei anderen
Völkern geht auf unsere
Sprichwörter zurück?»

«Nicht nur, aber so was
macht misstrauisch. Also
wenn sich einer wünscht,
dass ihm Tauben aufs Dach
machen. Das stört
Vertrauensverhältnis. Da
solltest du politisches

Kabarett drüber machen.»

«Über Angela Merkel und den Wunsch, dass ihr Tauben aufs Dach ..., also quasi?»

«In Bulgarien solches Kabarett wäre sehr erfolgreich. Ich gebe dir noch ein Tipp. Wenn du weißt, dein Zahnarzt hat Vorlieben

in Richtung.»

«Was?»

«Na, in Richtung!»

«In Richtung Angela

Merkel?»

«Nein, in andere

Richtung.»

«Was ist denn die andere

Richtung von Angela

Merkel?»

«Vergiss doch mal Angela Merkel. Dein Zahnarzt hat Vorlieben wie in ‹Shades of Grey›. Den Erotikbestseller.»

«Du liest ‹Shades of Grey›?»

«Nicht ich, aber meine Mutter.»

Die Mutter winkt wieder

fröhlich.

«Auf Bulgarisch?»

«Was sonst? Ist übersetzt
in alle Sprachen. Das sind
richtig erfolgreiche Bücher!
Warum sind deine Bücher
nicht übersetzt auf
Bulgarisch?»

«Ökonomische Zensur.»

«Was?»

«Ist egal.»

«Gut. Dein Zahnarzt hat also so Vorlieben in Richtung ‹Shades of Grey› und noch mehr, du weißt schon. Und dann er arbeitet an deine Zähne, und du weißt, was er hat gemacht kürzlich mit seine Hände. Also ungefähr.

Würde dich nicht stören?»

«Äh, kann ich jetzt nicht einfach mein Gemüse haben?»

«Wenn du nicht einbaust Angela Merkel und SM-Erotik in deine Texte, wirst du nie großen Erfolg mit politischen Kabarett haben.»

Denke, dass er auf eine

verquere Weise sogar recht haben könnte. Ich mag meinen Gemüsehändler.

Auch wenn man hier Obst und Gemüse nicht einfach so kaufen darf, sondern es sich in strengen Gesprächen verdienen muss. Allerdings wäre ich mittlerweile

wirklich froh, wenn er jetzt
mal endlich meine Tüte
loslassen würde. Er hat aber
noch eine Erkenntnis für
mich: «Die Menschen sind
komisch, weißt du?»

«Allerdings.»

«Kennst du Sprichwort:

Dümmste Bauer hat dickste
Kartoffeln?»

«Natürlich.»

«Das ist gutes Sprichwort.

Aber weißt du, wie ein Kunde
guckt, wenn ich ihm rate:

«Nimm lieber kleines

Kartoffel, dann wirkst du
bisschen schlauer?»

Ich stutze.

«Hast du das etwa alles nur

erzählt, damit ich noch
welche von deinen kleinen
Kartoffeln kaufe?»

Zufrieden lässt er meine
Tüte los, grinst und dreht
sich zur Seite.

«Willst du ein oder zwei
Kilo?»

Nehme drei. Auch um zu
beweisen, dass sich die

Begegnung und
Auseinandersetzung mit
anderen Kulturen immer
lohnt. Mit ihren
Sprichwörtern, Vorlieben,
Handelsstrategien und
überhaupt allem. Man staunt
mehr, als man meint.

Das Konzept Berge

Eines der faszinierendsten
Landschaftsmodelle, mit
denen man als gebürtiger
Niedersachse unterwegs so
konfrontiert wird, ist
natürlich dieses gesamte
Konzept Berge. Sehr
seltsame Sache das.

Insbesondere die Untergruppe «Hohe Berge» mitsamt der Special-Interest-Kategorie «Richtig Hohe Berge». Die «Richtig Hohen Berge» richten sich nicht an ein Massenpublikum, sondern sind auch innerhalb der Gruppe der routinierten Bergbenutzer eher so eine

Art Fetisch. Und genau so
fühlt es sich an, wenn man
unbeabsichtigt in diese
«Richtig Hohen Berge» gerät.
Als wäre man unversehens in
eine Art gigantisches
Freiluft-SM-Studio
gestolpert. Was schnell
passiert ist, denn tatsächlich

wird in diesen Bergen
erstaunlich viel gestolpert,
gerade von Niedersachsen
oder Berlinern.

Auch von der Ausrüstung
her gibt es klare Parallelen
zum SM-Studio. Seile,
Ketten, spitze Stöcke,
sinnloses Geraffel und
Wanderpeitschen ergänzen

die bunte Funktionskleidung,
unzählige lose baumelnde
Schnüre und Kordeln laden
zu neckischen
Fesselspielchen ein, und sei
es nur, weil sie sich im Lift
verfangen, wodurch
Adrenalinspiegel und
Blutdruck der an dieser

Kleidung dranhängenden
Bergbenutzer in ungeahnte
Höhen getrieben werden.
Manch Rucksack oder
Allwetterjacke, die herrenlos
im Liftsessel verheddert über
den Berg gerumpelt wird,
erinnert an unvergessliche
Momente großer Panik, in
denen sich jemand mit

knallrotem Kopf und
schreckgeweiteten Augen
gerade noch rechtzeitig aus
den festhängenden
Kleidungsstücken befreien
konnte, bevor er sonst
unweigerlich wieder den
gelangweilten Berg
hinaufgeschleift worden

wäre.

Als ich das erste Mal nach Garmisch-Partenkirchen kam, war ich trotz allem durchaus beeindruckt von diesen Bergen. Also das sind schon Oschis, die kann man nicht einfach so ignorieren. Man sieht dort ja vor lauter Bergen quasi schon die

Landschaft nicht mehr. Noch
dazu haben sie eine Kraft,
diese Berge. Eine
unheimliche,
furchteinflößende Kraft. Als
ich am nächsten Morgen
aufwachte, brüllte wahrhaftig
eine Stimme in mir: «Naufi
muss i, naufi! Auff 'n Berg,

naufi!! Nauft, naufi muss i,
naufi!!!»

Also bin ich halt mal rauf.
Auf den Hausberg. Der fängt
praktisch schon im Ort an
und wird dann schnell
unglaublich steil. Also
dermaßen steil, dass ich
direkt dachte: Boarh, unnötig
steil, der Berg. Auch die

innere Stimme hatte durch
den Kontakt mit einem realen
Berg ihre Meinung geändert,
brüllte nicht mehr «Naufi!»,
sondern eher: «Schwachkopf,
Schwachkopf! Du bist ein
Idiot, Schwachkopf! Was
machst du hier?
Schwachkopf!»

Immerhin habe ich so
begriffen, warum sich das
Konzept Berge in
Norddeutschland eigentlich
nie richtig durchgesetzt hat.
Es ergibt überhaupt keinen
Sinn, dieses Bergzeug. Berge
machen einfach nur müde.
Was soll das? Als

Norddeutscher möchte ich da
einmal zum Nachdenken
anregen und feststellen: Man
kann auch ohne Berge müde
sein. Aber hallo kann man
das! Und wie! Das ist nur
eine Frage von Disziplin und
Willensstärke.

Als ich rot und nass
geschwitzt, mit der

Körperbeherrschung und
Anmut eines Klumpen Hacks
in der Sonne, nach rund zwei
Stunden eine kurze Rast
machte, stürmte ein älterer,
aber rüstiger Bergbayer in
unfassbarem Tempo an mir
vorbei. Kurz vor meiner
Höhe sprach er mich an:

«Horschihahiuahuabergoho

Ich weiß bis heute nicht,
was er gesagt hat. Aber ich
glaube, er hat es gut gemeint,
weshalb ich erwiderte: «Ja,
die sind aber auch echt hoch,
diese Berge, echt hoch! Da
rechnet man ja nicht mit.
Und steil sind die, meine

Herren.»

Darauf antwortete er
wirklich ausgesprochen
freundlich in gut
verständlichem Hochdeutsch:
«Ach, da müssen Sie einfach
in der Nebensaison noch
einmal wiederkommen, Ende
Oktober. Da haben wir hier
Preußenwochen. Da machen

wir die Berge nur halb so hoch.»

Das war mal eine interessante Information. Hätte mir ruhig mal einer vorher sagen können. Ich bin dann sofort umgedreht, dadurch war der Berg ja quasi auch nur halb so hoch.

Modernes Theater

Am Kölner Hauptbahnhof. Es wimmelt von Fußballfans.

Köln hat gerade sehr überraschend 3:2 gegen Bayern München gewonnen. Jetzt begegnen sich die Fans am Bahnhof. Also quasi. Und ich bin mittendrin.

Ich stehe auf dem

Bahnsteig mit den Gleisen 8 und 9, um nach Dortmund zu fahren. Rechts davon ist der Bahnsteig mit den Gleisen 6 und 7, wo sich jede Menge Bayern-Fans aufhalten, um von hier den ICE nach München zu nehmen. Links

hingegen, auf dem Bahnsteig
mit den Gleisen 10 und 11,
warten Massen von Fans des
1. FC Köln auf irgendeinen
Regionalzug Richtung
Siegerland. Um sich die Zeit
zu vertreiben, brüllen sich
die Fans ihre Fangesänge zu.
Immer über meinen
Bahnsteig hinweg.

Das ist eine
ungewöhnliche, aber nicht
uninteressante Form der
Unterhaltung. Die
siegestrunkenen Kölner
singen: «Zieht den Bayern
die Lederhosen aus,
Lederhosen aus ...» Die
niedergeschlagenen Bayern-

Fans antworten mit einem
aktuellen Bezug: «Ihr könnt
keine U-Bahn bauen, ihr
könnt keine U-Bahn bauen
...»

Kurze Anmerkung: Ich
hatte dieses Erlebnis am
Kölner Hauptbahnhof schon
vor längerer Zeit, was man
auch am Spielergebnis

erkennen kann. Hätten die Kölner Fans damals geahnt, was vereinstechisch auf sie zukommt, also gewusst, dass dies der letzte Sieg gegen Bayern München für sehr lange Zeit sein würde, schon deshalb, weil man bald nicht mehr in einer Liga spielen

würde, hätten sie womöglich
noch viel, viel lauter
geschrien. Ende der
Anmerkung.

Einen der hübschesten
Fußballgesänge habe ich mal
im Stadion von Havelse
gehört. Bei einem Pokalspiel
gegen den 1. FC Nürnberg
wurde dort gesungen: «Ihr

seht viel kleiner als im
Fernsehn aus! Und dicker!
Und dicker! Und dicker seid
ihr auch!»

Die Nürnberger Spieler hat
das damals so irritiert, dass
sie das Spiel tatsächlich
verloren haben.

In einem Pokalspiel im

spanischen San Sebastián
haben die Fans beim
Elfmeterschießen immer laut
die Ecke gerufen, in die der
Schütze des gegnerischen
Teams schießen sollte.
«Unten links!», «Oben
rechts!» oder «Mitte oben»,
natürlich auf Spanisch. Die
Spieler des FC Sevilla haben

daraufhin vier von fünf
Elfern verschossen und sind
ausgeschieden.

Die Kölner Fans nehmen
die Melodie des «Keine-U-
Bahn-bauen»-Liedes auf und
wählen den Klassiker: «Ihr
könnt nach Hause fahren, ihr
könnt nach Hause fahren ...»

Die Bayern-Fans

antworten: «Und ihr müsst
hierbleiben, ja ihr müsst
hierbleiben!»

Eigentlich könnte man so
ganze Theaterstücke
aufführen. Also das
Publikum steht auf dem
mittleren Bahnsteig, während

links und rechts auf den
Bahnsteigen sich
Schauspieler über das
Publikum hinweg ihren Text
zubrüllen. Auch politische
Diskussionen könnte man so
veranstalten. In der Mitte die
Wähler, links und rechts
skandieren die Parteien ihre
Programme. Wie

Fußballgesänge. So etwas kann sehr überzeugend sein.

Kürzlich saß ich in einem Regionalexpress von Kassel nach Bielefeld. Mit mir Hunderte von Arminia-Bielefeld-Fans, die von einem Auswärtsspiel in Burghausen kamen. Diesen

Fans war es streng untersagt
worden, Alkohol im Zug zu
trinken, weshalb sie sich
während der fast
zweistündigen Fahrt die Zeit
damit vertrieben,
durchgehend in einer recht
leiernden Melodie zu singen:
«Alkohoolverbooot im
Regionaaalexpress,

Alkohoolverbooot im
Regionaaalexpress ...» Ohne
Unterbrechung, hundertzwölf
Minuten lang. Noch heute
wache ich manchmal nachts
auf und träume von dieser
Melodie. In jedem Fall bin
ich seitdem ein entschiedener
Gegner des Alkoholverbots

im Regionalexpress.

Die Köln-Fans singen nun etwas kaum Verständliches, inhaltlich beschäftigt es sich aber wohl mit der Vermutung, die Eltern der Bayern-Fans hätten vier Beine gehabt oder seien Geschwister gewesen oder beides.

Das veranlasst die Bayern-Fans, bevor sie in ihren Zug steigen, mit der gewagten These zu antworten: «Euer Dom ist schwul!»

Die Köln-Fans aus dem Siegerland entgegen vergleichsweise schlagfertig: «Naaa uunnd?»

Dann fährt der Münchner Zug ab. Die FC-Fans jubeln ihm noch etwas halbherzig hinterher, bleiben dann fast ein wenig traurig zurück und schauen sich ratlos um, ob nicht doch vielleicht noch irgendwo jemand ist, gegen den sie heute gewonnen

haben. Sieht nicht so aus.

[zur Inhaltsübersicht]

TALENT UND WIRKLICHKEIT

Die schönsten Weihnachtsmärkte der Welt (Folge 27): Der Wikinger- Weihnachtsmarkt von Rostock

Ich weiß nicht, ob Rostock
noch einen zweiten, größeren
Weihnachtsmarkt hat.

Wahrscheinlich, denn der
Wikinger-Weihnachtsmarkt
ist wirklich klein. Sieben
Buden, von denen drei
geöffnet haben. Dazu noch
ein echter Wikinger, der eine
Art Wikinger-Event-Areal
betreibt. Insgesamt soll der
Markt, der direkt vor einem
dieser Kaufhausklötze mit

circa

hastenichgesehnpaarhundertw

Geschäften auf ungefähr

jibtsjajarnichzigsteliarden

Quadratmetern

Verkaufsfläche stattfindet,

eine traditionelle Wikinger-

Weihnacht darstellen.

Nun gut, bedenkt man,

dass Weihnachten ja eigentlich das Fest zur Geburt Jesu Christi ist, und berücksichtigt ferner, wann ungefähr die Wikinger so geherrscht und an welche Götter sie letztlich geglaubt haben, ist die Vorstellung, es gäbe so etwas wie eine traditionelle Wikinger-

Weihnacht, alles in allem –
überraschend. Aber egal.

Der Wikinger, der sich
zusätzlich auch noch ein
bisschen als
Weihnachtsmann verkleidet
hat, fragt mich, ob ich eine
Wikinger-Urkunde erlangen
wolle. Diese werde mich, so

ich die Prüfungen bestehe,
als echten Wikinger
ausweisen und mir zudem
einen Ermäßigungscoupon
für eine Begleitperson beim
Besuch des neuen Wickie-
Films bescheren. Der Coupon
gelte allerdings nicht für die
Kinokarte, sondern nur für
ein Wickie-Menü, bestehend

aus einem
Erfrischungsgetränk,
Wikinger-Nachos sowie
einem kleinen Geschenk, das
ich – wörtliches Zitat! – «frei
auswählen kann, sofern
vorhanden».

Denke: Na, wer da nicht
mitmacht, dem kannst du aber

mit nix mehr 'ne Freude
machen. Der kann sich den
Baum für seinen Sarg schon
mal pflanzen.

Die Prüfung besteht aus
drei echten Wikinger-
Aufgaben. Die erste ist
Dosenwerfen. Guck, schon
wieder so eine Sache, die ich
nicht über die Wikinger

wusste. Wer hätte gedacht,
dass die gern auf Dosen
geworfen haben. Tatsächlich,
muss ich zu meiner Schande
gestehen, wäre ich mir nicht
einmal sicher gewesen, ob
die damals überhaupt schon
Dosen hatten. Immerhin sind
die Dosen mit Elchgesichtern

bemalt. Vielleicht ein
Kompromiss.

Wahrscheinlich haben die
Wikinger damals auf zu
Pyramiden gestapelte Elche
geworfen.

Mit meinem dicken
Wintermantel bin ich leider
ziemlich gehandicapt. Der
erste Wurf geht komplett an

den Elchen vorbei. Peinlich.
Der Wikinger guckt mich
müde an, sagt: «Bestanden.»

Weise darauf hin, dass ich
noch zwei Bälle habe.

Er schüttelt den Kopf. «Ist
egal, Sie haben bestanden!»

Die zweite Aufgabe sind
Wissensfragen über die

Wikinger, im Multiple-Choice-Verfahren. Für die erste Frage: «Wie heißt der Herkunftsort der Wikinger?» gibt es als

Antwortmöglichkeit: a) Skandinavien, b) Afrika und c) Wyk auf Föhr. Weil ich aus einem tragischen Zwang heraus noch origineller sein

möchte, antworte ich:

«Reinickendorf. Die Lösung ist Reinickendorf.» Er sagt «Richtig», und wir gehen über zu Frage zwei: «Was ist das Getränk der Wikinger?» Meine Vermutung «Bubble Tea» wird zu meiner großen Überraschung genauso als

richtig bewertet wie mein Lösungsvorschlag für die letzte Frage: «Wie hießen die Schiffe der Wikinger?» – «Marianne und Michael.» Offensichtlich weiß ich doch mehr über die Wikinger, als ich selbst angenommen habe.

Jetzt fehlt nur noch eine Aufgabe, und schon erhalte

ich meine Abschlussurkunde
als echter Wikinger. Das
wäre mein größter
Ausbildungserfolg seit dem
Taxischein, also seit über
zwanzig Jahren. Ich bin
entsprechend motiviert.

Ich muss in einem
Parcours circa anderthalb

Meter hohe Wackelfiguren
abwechselnd mit einem
Holzschwert umhauen und
mit einem fröhlichen
Wikinger-Helm umstoßen,
den ich auf den Kopf
bekomme. Alles in einem
lustigen, dicken, schweren
Wikinger-Fell, das man mir
zusätzlich übergeworfen hat.

Nicht einfach, zumal der
Weg vereist ist. Fast so, als
wäre absichtlich Wasser
drübergeschüttet worden.
Gehe vorsichtig zu den
Figuren, stupse ein bisschen
mit dem Holzschwert
dagegen und will mir dann
die Urkunde abholen. Der

Mann sagt: «Durchgefallen.
Zu langsam.»

Ich verstehe nicht direkt.
«Wie? Heißt das, ich kriege
jetzt keine Urkunde?»

«Nee, Sie waren zu
langsam. Wollen Sie noch
mal?»

Denke, ich werde hier
nicht ohne Wikinger-

Urkunde weggehen. Im zweiten Versuch rutsche ich zwar drei-, viermal aus, bin aber ansonsten wirklich zügig unterwegs. Der Mann schüttelt den Kopf: «Durchgefallen. Die Figuren müssen wenigstens dreißig Grad gekippt sein.»

Ich trete noch mal an.

Mittlerweile sammelt sich
erstes Publikum. Beim
dritten Versuch falle ich
durch, weil ich beim
Schlagen «Hejo!» hätte rufen
müssen, beim vierten, weil
ich öfter als dreimal gestürzt
bin. Beim siebten oder achten

Anlauf hat sich schon eine richtig große Menschenmenge um den Parcours gebildet. Sie feuern mich an. Ich schwitze wie in einer echten Wikinger-Sauna, renne und schlage sinnlos auf die Kippfiguren. Doch erst beim zwölften oder fünfzehnten Durchgang sagt

der Mann plötzlich:

«Bestanden! Glückwunsch!»

Alle freuen sich, klatschen und ziehen dann weiter über den Wikinger-Markt.

Während ich das Kostüm ausziehe und die Urkunde bekomme, meint mein Prüfer: «Wissen Sie, es ist

echt nicht leicht, Leute zu diesem Scheiß-Wikinger-Markt zu locken. Es braucht immer jemanden, der sich für diese dritte Aufgabe qualifiziert und dann in diesem albernen Wikinger-Kostüm wie ein Idiot versucht, die Wackel-Wikinger zu treffen. Erst das

lockt die Leute an. Wenn sich
einer so richtig zum Lappen
macht. Im Prinzip
funktioniert das ähnlich wie
bei ‹Deutschland sucht den
Superdings›, nur halt mit
Wikingern und noch
popliger. Aber als ich Sie
gesehen habe, wusste ich

gleich, Sie sind mein Mann.»

Denke: Na und? Dafür habe ich jetzt eine Wikinger-Urkunde. Endlich mal eine wirklich abgeschlossene Ausbildung. Und die ist sehr viel ehrlicher erworben als mancher Dokortitel.

Die Glückstrinker vom Marheinekeplatz

Am Marheinekeplatz in
Kreuzberg, vor den
Wasserbrunnen, sitzt eine
Gruppe alteingesessener,
routinierter Alltagstrinker.
Sie haben ein großes,

schmuckvolles Plakat dabei,
auf dem in sieben
verschiedenen Sprachen –
also auf Englisch,
Französisch, Spanisch,
Japanisch, Russisch,
Chinesisch und Deutsch –
geschrieben steht:
«Traditionelle Altberliner
Trinker in landesüblicher

Tracht. Pflegen hier altes
Berliner Brauchtum: das
öffentliche Trinken.

Ehrwürdige Überlieferungen
besagen, diesen
Traditionstrinkern ein
Getränk auszugeben bringe
Glück.» Die Überschrift des
Plakats lautet: «Die

Glückstrinker vom
Marheinekeplatz.»

Einer der Trinker erzählt mir, seit sie dieses Plakat hätten, kämen sie mit dem Trinken oft gar nicht mehr nach. Dermaßen viel bekämen sie ausgegeben. Er habe schon kistenweise volle Flaschen zu Hause stehen,

die er irgendwann am
Wochenende alle in
Überstunden nacharbeiten
müsse. Aber die Touristen
brauchten nun mal das Glück,
und irgendwer müsse die
dafür ausgegebenen Getränke
natürlich auch trinken. Sonst
würde das Ganze ja gar nicht

funktionieren. Das wäre dann
ja quasi reine Scharlatanerie.
Sie seien aber seriöse
Glückstrinker. Das sei
Ehrensache. Mal
angenommen, er würde
erfahren, dass jemand, dessen
Spende er nicht getrunken
habe, kurz darauf einen
schweren Unfall gehabt hätte,

mit viel Pech. Er würde sich das nie verzeihen, womöglich abgleiten, die Kontrolle über sein Leben verlieren und mit dem Trinken anfangen. Also noch mehr. Quasi mehrfacher Alkoholiker werden. So wie man in einigen Ländern ja auch zu mehrfach

lebenslänglich verurteilt
werden könne. Hätte er
allerdings das spendierte
Getränk gewissenhaft
getrunken, wüsste er, dass
der Unfall, egal wie
unglücklich, keinesfalls seine
Schuld gewesen wäre. Die
Ausübung einer jeden
Tätigkeit bedürfe eben des

Respekts und der
Ernsthaftigkeit. Das gelte
auch und gerade fürs
Trinken. Eine Existenz, die
auf einer Lüge aufbaue,
werde selbst zur Lüge. Wer
das nicht begreife, solle
besser erst gar nicht mit dem
Glückstrinken anfangen.

Wenn der Ansturm
allerdings so weitergehe,
werde man demnächst wohl,
um der Nachfrage Herr zu
werden, zusätzlich
Billigtrinker aus Osteuropa
verpflichten müssen.

Vielleicht werde man aber
auch expandieren und das

traditionelle Glückstrinken
bald auch auf anderen
Berliner Plätzen oder sogar
in anderen Städten anbieten.
Eventuell könnten die
traditionellen Glückstrinker
sogar zu einer weltweiten
Kette werden, wie Starbucks
oder Subway.

Die Glückstrinker vom

Marheinekeplatz. Ein
schönes Stück Zukunft,
mitten in der Stadt.

Das Hobby zum Beruf gemacht

Donnerstagnachmittag. Sitze
im Café und höre Holger zu.
Er hatte sich mehr als eine
Stunde verspätet. Was nicht
schlimm war. Im Gegenteil,
Holger ist der einzige
Mensch auf der Welt, bei

dem ich mich freue, wenn er
sich verspätet. Denn ich liebe
seine Begründungen. Es wäre
eine große Enttäuschung
gewesen, wenn Holger
pünktlich erschienen wäre
und ich keine liebevolle
Ausrede von ihm bekommen
hätte.

Doch stattdessen läuft

Holger gerade zur
Höchstform auf: «Also, da
bin ich in dieser Straßenbahn
und denke noch, es wird zwar
knapp, aber im Groben werd
ich's noch pünktlich
schaffen, da bleibt die
plötzlich stehen! Weil
jemand mit einem

Kinderwagen, also dem
Reifen des Kinderwagens, in
den Schienen hängen
geblieben ist. Ging nicht
mehr raus. Konnteste rütteln
und zerren. Bewegte sich gar
nichts. Wurden also
schließlich die Kosten
gegengerechnet. Was ist
teurer – der Kinderwagen

oder die Straßenbahn noch
länger blockiert zu lassen?

Am Ende hat der Fahrer uns
Fahrgäste abstimmen lassen.

War natürlich 'ne klare
Sache. Alle sind sich einig:
Der Kinderwagen wird
plattgemacht! Von unserer
Straßenbahn. Vorher

natürlich noch evakuiert. Der
Kinderwagen, klar. Wurde
alles rausgenommen: Decke,
Spielzeug, Fläschchen und so
weiter. Und das Kind
natürlich auch, logisch. Dann
sind alle Fahrgäste wieder in
die Straßenbahn und riefen:
«Gib's ihm!»

So, jetzt hatte der

Kinderwagen aber so eine ganz moderne Titan-Aluminium-Stahl-Hydraulik-Pufferfederung. Für alle Fälle hat der das, also falls man mit dem Kinderwagen mal offroad unterwegs ist. Beispielsweise in den Pyrenäen, im Amazonas-

Delta, an der Beringstraße,
auf dem Mond oder was weiß
ich, wo. Überall dort hätte
man mit diesem
Kinderwagen wahrscheinlich
ohne Probleme langfahren
können. Denn dafür hat er ja
die Titan-Aluminium-Stahl-
Hydraulik-Pufferfederung. In
all diesen Gegenden haben

sie den Kinderwagen
getestet. Eben im Gebirge, in
der Eiswüste, im tropischen
Sumpf, überall. Das einzige
Gelände, wo sie ihn leider
nicht getestet haben, das war
im Prenzlauer Berg, also
speziell in der Nähe der
Straßenbahnschienen.

Schade. Aber das konnte ja auch keiner ahnen, dass der Kinderwagen da mal hinkommen würde.

So, nun hatten die Schienen diese Titan-Aluminium-Pufferfederung zwar in eine Falle gelockt, aber deshalb hatte die Straßenbahn noch lange nicht

gewonnen. Denn der
Kinderwagen konnte mit
seiner Amazonas-
Nahkampfausbildung die
Straßenbahn immer noch
spielend fertigmachen.
Zumindest bewies er
unfassbare
Nehmerqualitäten. Die

Straßenbahn wollte es erst
gar nicht glauben. Mehrfach
wurde sie zurückgestoßen,
um immer wieder mit
Karacho in den Kinderwagen
reinzurattern. Aber da ging
nix, der war einfach nicht
kaputtzukriegen. Bis
Straßenbahn und
Kinderwagen dann so

ineinander verheddert waren,
dass die Tram auch nicht
mehr zurück und schließlich
gar nicht mehr fahren konnte.
Die nächste konnte ich
logischerweise nicht nehmen,
weil eine Straßenbahn kann
die andere ja schlecht
überholen. Deshalb musste

ich den ganzen Weg zu Fuß
laufen und hab mich nun also
doch ein bisschen verspätet.»

Ich lache: «Ein bisschen?
Du bist mehr als eine Stunde
zu spät. Wenn man die Dauer
der Verspätungserklärung
mitrechnet, sind es sogar
anderthalb Stunden! Aber ist
nicht so schlimm. Allerdings

muss ich jetzt los. Julia wartet. Ich soll auf ihre Zwillinge aufpassen.» Nehme meine Jacke und verabschiede mich. Bin zufrieden. Das war perfekt getimt, denn abgesehen von seinen sehr schönen und originellen

Verspätungsausreden sind
Gespräche mit Holger oft
eher anstrengend.

Zurzeit arbeitet er als
Therapeut erfolgreich gegen
das Gefühl von Einsamkeit.
Er ist wirklich gut darin.
Also er besucht Leute, die
unter ihrer Einsamkeit
leiden, und redet mit ihnen.

Er redet sehr gern, sehr viel, sehr schnell, und das mehrere Stunden lang. Es strengt ihn nicht an. Er merkt das nicht einmal, für ihn ist das wie Atmen. Am nächsten Tag besucht er seine Klienten wieder und redet weiter auf sie ein. Am dritten Tag noch

mal, und am vierten muss er meistens schon gar nicht mehr kommen, weil er den Leuten bereits ausreichend geholfen hat. Im Prinzip sind die zwar immer noch einsam, aber sie empfinden das Alleinsein plötzlich als sehr angenehm, als großes Geschenk. Nach Holgers

Therapie sind sie sehr viel glücklicher mit ihrem Leben als vorher. Holgers Erfolgsquote liegt bei nahezu hundert Prozent. So etwas ist ein großes Talent, und dafür bewundere ich ihn durchaus. Er hat hier quasi sein Hobby zum Beruf gemacht.

Aber auch den Quatsch,
den er sich immer ausdenkt,
um sein notorisches
Zuspätkommen zu
entschuldigen, finde ich
wirklich hübsch. Mir macht
Holger meistens gute Laune.
Gute Laune, die auch an
diesem

Donnerstagnachmittag
anhält, bis ich feststelle, dass
der gesamte
Straßenbahnverkehr in der
Stadt wegen eines in den
Schienen hängen gebliebenen
Kinderwagens
zusammengebrochen ist und
ich durch den halben
Prenzlauer Berg laufen muss.

Na, wenigstens habe ich so
eine prima Ausrede für mein
Zuspätkommen bei Julia.

Pädagogische Freiheiten

Montagnachmittag. Passe auf die fünfjährigen Zwillinge von Julia auf. Gerade zeige ich ihnen, wie man bei einem Prinzenrollenkeks ganz vorsichtig den oberen Keksdeckel abnehmen kann,

die Schokolade innen
rauskratzt, sodass nur außen
ein kleines
Schokoladenmäuerchen
bleibt, auf das man dann den
oberen Keksdeckel wieder
drauflegt, wodurch ein hohler
Prinzenrollenkeks entsteht,
den man dann ohne weiteres
in die Packung zurücklegen

kann. Es würde also niemand
bemerken, wenn man aus
einer Packung Prinzenrolle
die gesamte innere
Schokolade rausnaschte.

Wenn ich auf die Kinder
aufpasse, bemühe ich mich
immer, mit ihnen mal was
Ungewöhnliches zu machen,

wofür den Eltern doch meist
die Zeit fehlt. Später werde
ich mit den Kindern noch
überlegen, was man in so
einen Prinzenrollenkeks statt
der Schokolade reintun
könnte: saures Brausepulver,
superscharfe Halspastillen
oder ein Stückchen
Stinkekäse etwa. Vielleicht

haben die Kinder aber auch
eigene Ideen. So wird aus
einer schlichten
Geschicklichkeitsübung –
vorsichtig den Deckel lösen,
Schokolade rauskratzen,
Deckel sanft wieder
draufdrücken – am Ende
sogar noch etwas, was die

Kreativität anregt und fördert. Ich glaube, ich bin schon ein ziemlich guter Babysitter. Außerdem ist, wenn ich ihnen wohldosiert nervigen Scheiß beibringe, auch auf elegante Weise sichergestellt, dass ich nicht zu häufig als Babysitter angefragt werde.

Als sie drei Jahre alt
waren, habe ich ihnen
beispielsweise beigebracht,
wie man mit zwei faulen
Äpfeln, einer braun
gewordenen Banane, einer
großen Plastikschüssel und
einem Handtuch sein eigenes,
riesiges Fruchtfliegenvolk

züchten kann. Ich wurde ein Jahr lang nicht mehr als Babysitter angefordert. Und das, obwohl doch allgemein bekannt ist, wie positiv es für die Entwicklung von Kindern ist, wenn sie möglichst früh lernen, Verantwortung für Tiere zu übernehmen.

Für mich ist es natürlich

auch entspannend, auf Kinder aufpassen zu dürfen, für deren Erziehung und weitere Entwicklung man jetzt nicht so wahnsinnig verantwortlich ist. Also nicht in dem Maße wie bei eigenen Kindern. Man rein pädagogisch daher auch mal ein bisschen

Freiraum hat. Nicht immer nur das Wohl der Gesellschaft und der Eltern im Blick haben muss.

Man kann darüber streiten, ob es erzieherisch zwingend notwendig ist, den Kindern beispielsweise das Abfüllen von Mayonnaise in leere Shampooflaschen

beizubringen. Aber wer
würde sie denn sonst solche
Dinge lehren? Dafür hat man
doch Freunde. Die Zwillinge
sind in jedem Fall mit
bemerkenswerter
Geschicklichkeit, Intelligenz
und Eigeninitiative bei der
Sache. Besser, ich bilde sie

aus als jemand, der nur
Unsinn im Kopf hat.

Zudem muss ich zugeben,
dass ich kürzlich beim
Frühstück in ein Croissant
gebissen habe, das die beiden
mir am Abend zuvor
mitgegeben hatten, und mir
die scharfe Tabascosauce, die
sie da wohl irgendwie

reingespritzt haben, fast die Zunge weggeätzt hätte. Da war ich doch, bei allem Rotz und allen Tränen, die mir übers Gesicht liefen, schon auch ziemlich stolz auf die beiden Racker. Die Macht ist stark in ihnen. Bald schon werde ich ihnen vermutlich

nichts mehr beibringen
können.

Was würde Dschingis Khan tun?

Frank und Martin sind umgezogen. In eine schicke Wohnung in Spandau. Ins Hochparterre eines Hauses mit einem riesigen Garten im Innenhof, den sie natürlich mitbenutzen können. Das

finden Frank und Martin
super. Noch mehr als sie
freut sich über diesen
Innenhof allerdings ihr Kater.
Für den ist Spandau und das
neue Areal die Sensation
überhaupt.

Nur einen Haken gibt es.
Zur Hausgemeinschaft, die
eigentlich irrsinnig nett ist

und Frank und Martin bereits
mit offenen Armen
aufgenommen hat, zu dieser
Hausgemeinschaft gehören
auch einige Katzen, die mit
Freude frei im Innenhof
laufen gelassen werden.
Deshalb ist es leider
Bedingung, dass Franks und

Martins Kater kastriert wird,
bevor er in diesen Innenhof
darf. Das ist für Dschingis
Khan natürlich sehr bitter.

Hätten Frank und Martin
geahnt, dass sie ihren Kater
mal kastrieren lassen
müssen, hätten sie ihn
vielleicht nicht ausgerechnet
Dschingis Khan genannt.

Doch das ist wohl nur ein
Aspekt der Probleme, die
sich nun für sie ergeben.

Mein Verhältnis zu
Dschingis Khan ist ohnehin
ein angespanntes. Als er vor
ungefähr vier Jahren ganz
neu bei Frank und Martin war
und die beiden Bedenken

hatten, ihn allein in der
Wohnung zu lassen, hatte ich
mich für einen Abend bereit
erklärt, auf das Tier
aufzupassen. Nur fünf
Minuten nachdem meine
Freunde zum Theater
aufgebrochen waren, hat
Dschingis Khan irgendwie
einen wertvollen

Füllfederhalter vom
Schreibtisch über den Balkon
im dritten Stock bis runter
auf den Bürgersteig gefegt.
Dann hat das Tier
seelenruhig beobachtet, wie
ich ins Treppenhaus geeilt
bin und mir vor der
Wohnungstür meine Schuhe

angezogen habe, um den Füller zu holen. Bis heute bin ich der Überzeugung, dass der Kater gegrinst hat, als er die Tür zustieß. Mit innen steckendem Schlüssel.

Obwohl ich höchstens zehn Minuten später mit Hilfe des Nachbarn und seines Werkzeugs die Tür

aufbrechen konnte, hatte
Dschingis Khan schon die
Zeit für einen blutigen,
erbarmungslosen, alles
zerstörenden Eroberungszug
durch die Wohnung genutzt.
Frank und Martin haben
natürlich mir die Schuld
gegeben, das arme Tier

hingegen getröstet und
bedauert. Bis heute plagt sie
ein schlechtes Gewissen
gegenüber dem Kater, weil
sie ihn mit mir alleine
gelassen haben. Dschingis
Khan nutzt dieses schlechte
Gewissen weidlich aus. Er
führt wahrlich das grausame,
egozentrische Regiment

eines Kater-Soziopathen.

Deshalb habe ich es seither auch vermieden, Frank und Martin, vor allem aber Dschingis Khan zu besuchen, und meine beiden Freunde nur noch bei mir oder auf neutralem Boden getroffen. Doch vor einiger Zeit hat nun

ein Katzenpsychologe eine
Art Trauma bei mir
festgestellt, quasi eine
willkürliche
Katzenantipathie. Ich würde,
sagte er, ungeklärte, offene
Konflikte mit Katzen in mir
tragen, die ich erst lösen
müsste, bevor ich meinen
inneren Frieden fände. Also

habe ich nun doch eine
Einladung der Freunde in die
neue Spandauer Wohnung
angenommen. Zumal Frank
und Martin auch noch
meinten, es gebe eine gute
Gelegenheit, mein Versagen
bei Dschingis Khan
wiedergutzumachen.

Nachdem die beiden mich
empfangen haben, führen sie
mich kurz durch die Räume.
Im wunderschönen, sonnigen
Wintergarten sehe ich den
Kater breit ausgestreckt
liegen und dösen. Um ihn
nicht zu stören, setzen wir
uns in die dunkle kleine

Küche.

Sage: «Und? Wann ist
denn jetzt der große Tag von
Dschingis’
Schnippschnapp?»

Martin flüstert: «Psst,
nicht so laut, er weiß noch
nichts davon.»

«Ah, verstehe, soll
wahrscheinlich eine

Überraschung werden.»

Dschingis kommt rein und schlägt mir zur Begrüßung gelangweilt drei Krallen in die Wade.

Frank ist gerührt. «Guck mal, wie süß, er erinnert sich noch an dich.»

Ich singe: «Dsching,

Dsching, Dschingis Khan! Er zeugte sieben Kinder in einer Nacht, hey!»

Dschingis schlägt mir auch die Krallen der zweiten Pfote in die Wade. Irgendwann aber verliert er die Lust und geht wieder zurück zu seinem Sonnenplatz. Als Martin meine Wunden versorgt,

erklärt er: «Wir haben Angst,
dass Dschingis Khan uns
böse ist, wenn wir ihn
kastrieren lassen.»

«Joah, nicht
auszuschließen.»

«Eben, und deshalb
dachten wir, dass du das für
uns machen könntest. Ich

meine, dich hasst er doch sowieso schon. Bei dir ist es doch egal.»

«Wie, egal? Das ist doch wohl ein Riesenunterschied. Bis jetzt hasst er mich völlig grundlos. Wogegen dann sein Hass ja quasi legitim wäre.»

«Na ja, immerhin hast du ihn damals allein in der

Wohnung gelassen.»

«Von wegen. Das Tier hat mich ausgetrickst!»

«Willst du etwa sagen, der Kater ist intelligenter als du?»

«Das hat nichts mit Intelligenz zu tun, glaube ich. Er ist nur skrupelloser,

gerissener und brutaler.»

Martin lächelt. «Wenn du meinst. Aber dann stell dir doch die Situation mal andersherum vor. Also angenommen der Kater stünde vor der Entscheidung, ob er dich, Horst, kastrieren lässt oder bei uns, seinen Freunden, Punkte verliert.

Was, denkst du, würde
Dschingis Khan tun?»

Knapp fünf Minuten später
bin ich mit dem Kater auf
dem Weg zum Tierarzt.

Um sich unangreifbar zu
machen, haben Frank und
Martin noch eine seltsame
Schmierenkomödie beim

Abschied gespielt: «So,
Horst, dann geh mal ein
bisschen raus mit Dschingis.
Und nicht, dass du heimlich
in irgendeine Praxis mit ihm
gehst oder so. Wir verbieten
dir ausdrücklich, irgendetwas
mit Dschingis zu machen,
was ihm nicht gefällt!» Dabei
haben sie seltsam die Augen

verdreht und gezwinkert.

Nachdem mir Dschingis in der Praxis noch zwei-, dreimal routiniert seine Krallen in Arme und Bauch gehauen hat, darf ich sogar im Wartezimmer Platz nehmen und muss gar nicht bei der eigentlichen Prozedur

dabei sein.

Ich verarzte notdürftig
meine Wunden und bin
zufrieden. Immerhin habe ich
etwas Gutes getan. Ich habe
Frank und Martin wirklich
geholfen. In einer echten
Notlage. Vermutlich werden
sie mir auf ewig dankbar
sein. Ist es nicht das, was

Freundschaft ausmacht: sich
aufeinander verlassen
können?

Der kleine
Plastiklautsprecher im
Wartezimmer fängt an zu
rauschen. Dann beginnt
scheppernd eine Durchsage
aus dem

Behandlungszimmer: «Soo,
der Herr Evers, der hier
seinen Kater zum
Einschläfern vorbeigebracht
hat – es ist vollbracht, Sie
können sich jetzt von Ihrem
Tier verabschieden.»

Uii. Vielleicht sollte ich
auch nicht zu viel
Dankbarkeit von Frank und

Martin erwarten. Überlege,
wie ich es ihnen erkläre.

Möglichst schonend
vielleicht: Also, das kennt
man doch, wenn man
beispielsweise im Restaurant
etwas bestellt, und dann gibt
es aber ein Missverständnis
in der Küche, und man

bekommt etwas völlig
anderes, was man gar nicht
wollte und auch gar nicht
mag. Eigentlich. Quasi so ein
Missverständnis hat es jetzt
auch bei Dschingis Khan
gegeben. Nur ein bisschen
erheblicher und endgültiger
als im Restaurant.

Als ich im

Behandlungsraum den
leblosen Kater sehe, tut er
mir natürlich schon leid. Das
habe ich wirklich nicht
gewollt. Merke, wie ich
feuchte Augen kriege.

Die Ärztin kommt rein.

Als sie mich sieht, brüllt sie
sofort los: «Na toll, Mario,

hast du wieder deinen
Einschläferwitz gemacht?
Jetzt hab ich hier den Mann
blöde und heulend
rumstehen.» Dann dreht sie
sich zu mir: «Keine Angst,
der ist nur betäubt. Könnte
mitnehmen, der wacht zu
Hause wieder auf und ist
ganz der Alte. Also außer

natürlich ... Sie wissen
schon. Aber wennse dem Tier
nichts davon sagen, merkt
der das womöglich nicht mal.
So was vergessen Männer
schnell.» Sie lacht.

Nehme den Kater
erleichtert auf den Arm.
Doch erst als Dschingis Khan

kurze Zeit später auf dem
Bürgersteig aus dem Koma
erwacht und mir seine
Krallen in den Unterarm
haut, atme ich wirklich tief
durch. Dem Tier geht es gut.
Die Ärztin hatte recht, er ist
wieder ganz der Alte.
Trotzdem, wer in nächster
Zeit diese oder jene

Kastration bei wem auch
immer plant: In Spandau
würde ich das nicht machen
lassen.

Der Beistellsalat

«Ach, ihr immer mit eurer blöden Umwelt!»

Ich habe Olaf selten so schwermütig erlebt. Seit jeher ist er ein astreiner Anarchist. Als ich nach dem Abitur Richtung Berlin gezogen bin, hat Olaf

Hannover gewählt. Mit der absolut ernst gemeinten Begründung, in Berlin gebe es schon genug Anarchos, in Hannover werde er dringender gebraucht. Was ja auch nicht ganz von der Hand zu weisen war. Von der Besetzung des Sprengel-Geländes bis zum Anti-Expo-

Protest: Olaf war immer
mittenmang.

Anarchist ist er natürlich
auch heute noch, also
grundsätzlich. Für größere
Aktionen oder um sich jeden
Abend die Lampen
wegzuschießen, fehlt ihm
jedoch mittlerweile einfach

die Zeit. Denn vor rund zwölf Jahren, als er bei irgendeinem Punkkonzert draußen stand und fror, hatte Olaf plötzlich wie aus dem Nichts seine ganz große Idee. Zumindest für die damalige Zeit: «Heizpilze! Mobile, verleihbare Heizpilze!»

Er hat das dann mit

unerwarteter Konsequenz
durchgezogen. Komplett
alleine. Ohne Banken, ohne
Kredite, ohne das ganze
Schweinesystem, wie er bis
heute nicht müde wird zu
betonen. Ein geliehener Lkw,
Freunde wurden angepumpt,
die Rechnungen bei Kunden

stellte er einfach per
Quittungsblock aus. Selbst
unter streng anarchistischen
Gesichtspunkten war
praktisch nichts daran zu
beanstanden, wie er seinen
Betrieb aufbaute.

Heute hat Olaf zwölf
Angestellte. «Alle werden
ordentlich bezahlt. Mit

Sozialversicherung und allem
Drum und Dran:
Erfolgsbeteiligung und
Mitbestimmung. Richtige
Jobs, kein Minilohnmist!»,
wie Olaf es ausdrückt. Soweit
ich das beurteilen kann, muss
sich wohl tatsächlich
niemand in seiner Firma

totschuften. Also außer Olaf
natürlich, aber der hat ja
Spaß daran. Der macht das
erstaunlicherweise gerne. Er
ist wirklich genauso
konsequent
Kleinunternehmer, wie er
früher Punk war. Was er
macht, macht er richtig. Im
Sommer verleiht seine Firma

zusätzlich mobile
Klimaanlagen und
Softeismaschinen. Familie
hat er keine, dafür aber sehr
viele Freunde. Ein bisschen
was von den Gewinnen fließt
nach wie vor in linke
Initiativen. Alles lief super.
Bis der Klimawandel Olafs

Frieden störte. Deshalb sitzt er jetzt mit mir in diesem Hähnchenimbiss und schimpft: «Ihr immer mit eurer blöden Umwelt!»

Der Imbiss «Das verrückte Huhn» ist laut Olaf übrigens der beste Hähnchengrill in ganz Hannover. Als ich von meinem alten Freund, der ja

immerhin Chef einer
professionell geführten
Firma ist, zum, wie er es
nannte, «Lunch» eingeladen
wurde, gingen meine
Erwartungen nicht gerade in
Richtung Stehimbiss und
halbes Hähnchen.

Nichtsdestotrotz gibt Olaf

den perfekten Gastgeber:
«Kannst ruhig auch einen
Krautsalat dazunehmen. Ist
alles in der Einladung
inklusive. Ich nehme auch
einen. Früher hab ich den
Kartoffelsalat mit Speck
dazugenommen, aber ich will
meine Fleischesserei ein
bisschen reduzieren. Und

außerdem ist Krautsalat ja wohl gesünder.»

Vom Imbisswirt erfahre ich, dass Olaf schon immer, also seit über zehn Jahren, in diesem Imbiss nur zwei halbe Hähnchen isst und den Salat nie anrührt. Aber seit er statt des Kartoffelsalats mit Speck

meistens einen Krautsalat
oder auch mal frischen
grünen Salat unangetastet
stehen lässt, hat er wohl
irgendwie das Gefühl, er
würde sich gesünder
ernähren.

Das erklärt auch, warum
mich der Wirt bei der
Bestellung fragt, ob mein

Salat zum Mitessen sei. In der Tat bin ich das noch nie gefragt worden. Ob ich einen Salat zum Mitessen oder nur zum Danebenstellen möchte. Eigentlich gar nicht dumm, dafür zwei getrennte Salate anzubieten. Auf dem Schild vor dem Imbiss wird zu

Recht mit «ehrliche Küche»
geworben.

Olaf schaut mich aus
seinen Hähnchenhälften
heraus traurig an: «Horst, du
musst mir helfen! Diese
Klimawandeldiskussion
macht mir meine Firma
kaputt. Wenn sich das Image
von Heizpilzen nicht bald

wieder verbessert, muss ich womöglich Leute entlassen!»

Ich schaue staunend in meinen Krautsalat. Olaf, der alte Anarcho, will von mir, dass ich ihm bei der Rettung sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplätze helfe. Die Welt ist bunt. Erwidere: «Olaf, das

hat doch mit Image nichts zu tun. Es geht hier um die Sache. Heizpilze sind nun einmal klimatechnisch eine völlige Katastrophe.»

Jetzt wird er wütend:

«Katastrophe! Katastrophe! Schlimmer Durst, und es gibt nur Beck's – das ist eine Katastrophe! Ich brauche

eine Kampagne, die
Heizpilze irgendwie
umweltfreundlich aussehen
lässt. So wie die Mineralöl-
oder Energiekonzerne das
auch immer machen.»

«Wie sollen die Dinger
denn umweltfreundlich
aussehen?»

«Weiß nicht, vielleicht
könnte ich meine Heizpilze
mit Sonnenkollektoren
ausrüsten.»

«Stimmt, prima Idee.
Andererseits: Zu den Zeiten,
zu denen genügend Sonne für
die Kollektoren scheint,
laufen Heizpilze, glaube ich,

eher mäßig.»

«Weiß ich doch, und deshalb brauch ich ja auch dich. Du hast doch oft so völlig sinnlose Ideen, die aber nett klingen. So fröhlicher Schwachsinn, das kannst du doch gut.»

Na wunderbar. Was für ein Kompliment! Meine

Kernkompetenz ist fröhlicher
Schwachsinn. Beschließe,
Olaf fröhlichen Schwachsinn
zu geben. Richtig fröhlichen
Schwachsinn. Sage: «Wir
sollten die Knochen
befragen.»

«Was?»

«Die Hühnerknochen. Wir

werfen sie in die Luft, und je nachdem wie sie fallen, können wir daraus dann die Zukunft lesen.» Ich strahle Olaf an. Denke: Da hat er seinen fröhlichen Schwachsinn.

Mein Freund jedoch nimmt tatsächlich die Hühnergebeine, wirft sie in

die Luft, starrt auf den
gelandeten Knochenhaufen,
fängt an zu lachen, gibt mir
einen Kuss und ruft: «Ey,
Mann, da zerbreche ich mir
seit Monaten den Kopf, dabei
liegt die Lösung die ganze
Zeit hier in den Knochen. Ich
hätte sie nur mal hochwerfen

müssen!» Er schmeißt
zwanzig Euro auf den Tisch
und rennt dann raus.

Verwirrt starren der Wirt
und ich auf die Knochen,
bestimmt fünf Minuten lang,
bis der Wirt murmelt:
«Windräder. Das ist ein
Windpark aus
Hühnerknochen.»

Falls also demnächst
überall Heizpilze mit
riesigen, röhrenden,
wackligen Windrädern
obendrauf auftauchen, die
zudem aussehen wie
Geflügelknochen und
womöglich immer wieder
mal umkippen und Leute

oder Tiere erschlagen: Ich habe das alles nicht gewollt.

PS: Der Imbissname «Das verrückte Huhn» ist erfunden. Der wirkliche Name kann jedoch gerne erfragt werden.

Ein besonderes Talent

Wenn man morgens, direkt nach dem Aufwachen, feststellt, dass man offenkundig erhebliche Teile der Nacht mit unterschiedlichsten Körperteilen in einer Schale

Kartoffelsalat geschlafen hat,
dann weiß man: Die Party
war ein voller Erfolg.

Wahrscheinlich hat man es
noch mal allen gezeigt.

Als ich mir das Gesicht
gewaschen habe und von
Peter ein T-Shirt leihen will,
meint er: «Sag mal, Horst,
seit wann hast du denn den

Rücken tätowiert?»

Will etwas Schlagfertiges
antworten. Überlege mehrere
Minuten, denke dann: Der
rechnet doch nur mit einer
schlagfertigen Antwort,
darauf falle ich nicht rein.
Werde einfach still
triumphierend schweigen.

Gehe stattdessen zum
Spiegel. Da ist tatsächlich
etwas auf meinem Rücken.

Ach Gott, mit wenig
bösem Willen könnte man
wirklich meinen, ich hätte
mir Helmut Schmidt hinter
dicken

Zigarettenrauchschwaden auf
den Rücken tätowieren

lassen. Allerdings von einem
blinden, beidseitig
armamputierten, stark
frierenden, extrem müden
Tätowierer, der mit sehr
stumpfer Nadel gearbeitet
haben muss. Zumindest
stimme ich Peters
Einschätzung «Glaube nicht,

dass die Frauen darauf
stehen» vorbehaltlos zu.

«Irgendein Ausschlag, ist
morgen wieder weg», sagt
der Fachmann, den Peter
dankenswerterweise sofort
hinzugezogen hat. Der
Fachmann ist Peters Nachbar.
Fachmann ist er, weil Peter
glaubt, er habe so ziemlich

alle Folgen «Dr. House»
gesehen.

Als zwei Tage später der
Ausschlag immer noch da ist,
stellt sich heraus, der
Nachbar hat gar nicht «Dr.
House», sondern alle Folgen
«Six Feet Under» gesehen.

Den rauchenden Helmut

Schmidt auf meinem Rücken
könnte man mittlerweile
auch für eine Art
Stadtansicht halten. Keine
wirklich schöne allerdings.
Die Freundin beschreibt sie
mit «Berlin, direkt nach
Kriegsende, im Regen, nee,
eigentlich eher im Sturm,
also Schneesturm, aber auch

mit Hagel und Nieselregen,
vor allem viel Nieselregen».

Peter hingegen findet, der
Rücken erinnere mehr an
Pizza. Frutti di Mare, nach
kurzem Aufenthalt im
Magen, jetzt auf dem
Bürgersteig, aber auch im
Regen, viel Nieselregen.

Die Ärztin meint, das sei garantiert eine allergische Reaktion auf irgendwas. Ob ich vor dem Auftreten etwas Ungewöhnliches gegessen, getrunken oder mit sonst was Kontakt gehabt hätte.

Sage, ich hätte die Nacht davor in Kartoffelsalat

geschlafen.

Sie fragt: «Warum?»

«Schönheitsbehandlung.»

Sie runzelt die Stirn.

«Und? Ist der Kartoffelsalat
dadurch schöner geworden?»

Ich werde direkt zum
Hautarzt zwei Etagen höher
geschickt. Dessen Assistentin
meint, der Hautarzt habe

sehr, sehr viel zu tun, aber wir könnten vorab ein Spezialfoto vom Ausschlag machen, das dann durch die Computererkennung jagen, und nach wenigen Sekunden würde uns dieser Computer sagen, was für ein Ausschlag es ist. Ich nicke.

Die Prozedur dauert
mehrere Minuten. Es
vergehen sogar mehrfach
mehrere Minuten. Dann bittet
mich der Hautarzt ins
Behandlungszimmer. Er ist
von mir und meinem
Ausschlag enttäuscht, weil er
vom Computer keine

vernünftigen Ergebnisse
bekommen hat: «Das Gerät
konnte leider mit Ihrem
Ausschlag nichts anfangen.
Es hat keine Anhaltspunkte
gefunden, woher er stammen
könnte. Dafür hat der
Computer erkannt, dass das,
was da auf Ihrem Rücken
steht, in einer alten, fast

vergessenen indianischen
Zeichensprache so viel heißt
wie: ‹Der Winter wird hart
und grausam. Sammelt
Holz!› Ganz sicher ist sich
der Computer aber auch
nicht. Genauso gut könnte es
ein Bild vom rauchenden
Helmut Schmidt im Nebel

sein. Mit Regen, Nieselregen
vor allem.»

Er nimmt eine Hautprobe
fürs Labor, bis die
ausgewertet ist, dauert es
aber ein paar Tage. Solange
bekomme ich schon mal eine
Salbe.

Zwei Tage später muss ich
verreisen. Aus dem Helmut

Schmidt auf meinem Rücken
ist ein Ludwig Erhard
geworden, aus dem
Zigarettenrauch
Zigarrendampf, und was mal
ein Nieselregen war, ist jetzt
ein Schneesturm vor
blühenden Landschaften.
Rufe beim Hautarzt an, um

zu fragen, ob diese Wirkung bei der Salbe normal sei. Die Assistentin meint, der Arzt habe sehr, sehr viel zu tun. Er versuche aber zurückzurufen. Als er dies tatsächlich ein paar Stunden später tut, sitze ich bereits im Zug.

Nachdem ich ihm alles geschildert habe, wirkt er

ernsthaft besorgt, meint, er müsse das selbst sehen, ich solle das sofort fotografieren und ihm zuschicken. Erkläre, ich sei im Zug. Das Ganze befinde sich bekanntlich am Rücken. Ich könne das jetzt nicht fotografieren. Der Arzt meint, er verstehe das sehr

gut, aber ich solle es
trotzdem mit dem Handy
fotografieren und ihm
schicken.

Gehe zur Zugtoilette,
mache den Oberkörper frei
und versuche, mit Hilfe des
Spiegels irgendwie ein Foto
von meinem
Rückenausschlag zu machen.

Das ist sehr schwierig, wann immer ich einigermaßen in Position bin, macht der Zug einen Schlenker und schleudert mich gegen Schüssel, Waschbecken, Klinke oder Mülleimer. Acht Versuche und mehrere blaue Flecken später schicke ich

dem Arzt die Bilder. Er ruft
sofort zurück, ist jetzt noch
besorgter, meint, alles sei
viel schlimmer als
angenommen. Den Fotos
nach zu urteilen, wachse mir
offensichtlich ein
Papiertuchspender der
Deutschen Bahn direkt aus
dem Rücken. Einen solchen

massiven Fall von
Papiertuchspenderausschlag
habe er noch nicht gesehen.
Dann lacht er. So wie wohl
nur ein Hautarzt über
Patienten mit unangenehmem
Ausschlag lachen kann.

Teile ihm mit, es gebe eine
Hölle speziell für lustige

Hautärzte. Dort müssten sie
mit einem höchst
unangenehmen Pustelpuzzle
– an prekärer Körperstelle –
sechshundertsechsdsechzig
Jahre auf einen Termin
warten, dann ebenso viele
Stunden im Wartezimmer
sitzen, bis dieses
Furunkelgefunkel für wenige

Minuten komplett
verschwinde, ausgerechnet
während der Behandlungszeit
des Höllenhautarztes. Kurz
darauf kehre das
Krätzegemetzel aber noch
unangenehmer und prekärer
zurück, woraufhin erneut
sechshundertsechundsechzig

Jahre Wartezeit anbräcken.

Der Hautarzt meint, eine
Behandlung mit besseren,
würdevolleren Witzen
seinerseits wäre möglich,
meine Kasse zahle das aber
nicht. Weniger blöde Witze
wären gegen Zuzahlung
möglich. Für eine
Behandlung ganz ohne blöde

und demütigende Witze
müsse ich mich aber privat
versichern. Die Fotos seien in
jedem Fall völlig
unbrauchbar, viel zu unscharf
und verwackelt. Da könne er
keine seriöse Diagnose
stellen. Ich solle jemanden
bitten, mal eben den

Ausschlag auf dem Rücken
zu fotografieren.

Antworte: «Ich bin im
Zug. Ich kann hier
niemanden bitten, mal eben
den Ausschlag auf meinem
Rücken zu fotografieren.»

Er sagt, er verstehe mich
sehr gut, ich solle aber
trotzdem jemanden bitten,

den Ausschlag auf meinem Rücken zu fotografieren.

Mache mich auf den Weg durch den Zug. Ich weiß nicht, ob schon einmal jemand Fahrgäste eines Zuges unter dem Gesichtspunkt betrachtet hat, wer von ihnen wohl bereit

wäre, schnell mal einen
unangenehmen Ausschlag am
Rücken abzulichten. Es sind
in jedem Fall nicht viele.

Ein ungefähr
dreizehnjähriger, wohl allein
reisender Junge bemerkt
meinen verzweifelt
suchenden Blick und fragt
ausgesprochen freundlich, ob

er mir irgendwie helfen
könne.

Erkläre ihm, dass ich
jemanden suche, der bereit
sei, auf der Zugtoilette
schnell mal meinen
Ausschlag am Rücken zu
fotografieren. Müsste auch
nicht umsonst sein, ich würde

fünf Euro zahlen.

Der Junge springt auf und rennt, so schnell er kann, davon.

Eine ältere Frau im blauen Kostüm, die vier Reihen weiter hinten meine Frage gehört hat, ruft erschütternd laut: «Wennse mir zwanzig Euro geben, fotografiere ich

Ihnen den Hintern auch noch mit!»

Versuche ihr zu erklären, es gehe wirklich nur um ganz seriöse medizinische Fotos für eine ärztliche Diagnose. Andere Mitreisende machen weitere Angebote. Jemand behauptet, er könne den

Ausschlag in 3-D

fotografieren, für fünfzig

Euro. Winke ab: «Ich würde
den Ausschlag gerne lieber
flachhalten.»

Der Junge kommt zurück
mit einer Frau an der Hand:
«Hier, Mama, der Mann hat
gesagt, er gibt mir fünf Euro,
wenn ich ihn nackt

fotografiere.»

Erkläre der aufgeregten Mutter und dem dahinter stehenden Schaffner, dass es nur um meinen Rückenausschlag gehe. Und wenn es der Beweisführung diene, könne ich ihm, dem Schaffner, den auch gern mal

zeigen.

Er meint, er habe da was
an der Wade, ob ich
vielleicht Lust hätte auf
einen Vergleich ohne
Wettbewerb.

Die Mutter schimpft, sie
träume von einer Welt, in der
es möglich sei, Bahn zu
fahren, ohne eklige

Ausschläge fremder Männer
gezeigt zu bekommen. Der
Junge meint, er wolle jetzt
doch fotografieren und die
fünf Euro haben. Die ältere
Frau brüllt, sie habe den Job
schon, mitsamt meinem
Hintern für zwanzig! Ein
Tumult entsteht.

Die Assistentin des
Hautarztes ruft an. Sie meint,
sie könne mir jetzt das
Rezept für die neue Salbe
schicken. Ich solle einfach
von der nächsten Apotheke
aus anrufen, dann würde sie
es dorthin mailen. Bin
überrascht. Frage, wieso der

Arzt denn schon das neue
Rezept ausstellen konnte, ich
hätte ihm doch noch gar nicht
die aktuellen Fotos
übermittelt.

Sie lacht, ja, davon habe er
erzählt. Aber die ersten Fotos
hätten bereits völlig gereicht.
Aufgrund meiner lustigen
Sprüche, von wegen

Hautarzthölle und so, habe er nicht zurückstehen wollen und mir eine witzige kleine Aufgabe für die restliche Zugfahrt gegeben.

Lasse dann noch den Jungen und die Frau im blauen Kostüm Erinnerungsfotos von

meinem Rückenausschlag
machen. Zum Teil auch mit
der Mutter und dem
Wadenausschlag des
Schaffners. Wir haben
durchaus Spaß, und zur
Belohnung spendiere ich
allen ein Getränk ihrer Wahl.
Rund eine Woche später
verschwand der Ausschlag.

Einfach so. Die Ursache blieb ungeklärt. Beunruhigt war ich nur, als der folgende Winter bis in den März und April andauerte, also tatsächlich sehr hart und sehr lang wurde. Der kälteste März seit Beginn der Wetteraufzeichnungen –

wodurch das, was der
Computer da in indianischer
Zeichensprache auf meinem
Rücken gelesen hatte,
eingetroffen war.

Mal angenommen, dies
war wirklich kein Zufall,
sondern es ließe sich
beweisen, dass – wenn ich in
Berliner Kartoffelsalat

schlafe – auf meinem Rücken
eine absolut verlässliche
Langzeitwettervorhersage in
indianischer Zeichensprache
erscheint: Was für ein
eigenartiges Talent wäre das?
Könnte man das irgendwie
nutzen? Würde man dann
beispielsweise in den

Abendnachrichten, nach all
den Satellitenbildern vom
Wetter, auch noch ein
aktuelles Foto meines
Rückens zeigen, von dem ein
Experte für indianische
Zeichensprachen die
langfristige Entwicklung
abliest?

Ich fürchte, selbst wenn

dies möglich wäre, würde ich
mich doch lieber vom Wetter
überraschen lassen.

Was YouTube von mir denkt

Montagnachmittag. Sitze im Foyer des Bayerischen Rundfunks in München und warte. Ich bin viel zu früh für mein Interview, aber weil es in der Empfangshalle WLAN gibt, nutze ich die Zeit und

schaue auf dem Laptop nach
Mails. Entdecke unter
anderem eine Werbung für
Prothesen. Bein-, Arm- oder
auch Hüftprothesen seien im
Moment so günstig und so
gut wie noch nie. Ich müsse
jetzt zuschlagen. Frage mich,
warum sich jemand
Beinprothesen auf Vorrat und

im Internet kaufen sollte?
Doch mehr noch frage ich
mich: Wieso schicken die
mir so etwas?

Die Moderatorin, eine sehr
charmante, hochintelligente
und schöne Frau Mitte
fünfzig, kommt in die Halle.
Sie entschuldigt sich dafür,

dass ich warten musste, dabei
bin ich immer noch viel zu
früh dran. Da wir noch nicht
ins Studio können, fragt sie,
ob sie sich zur Vorbereitung
Ausschnitte meines
Programms auf YouTube
ansehen dürfe. Überlasse ihr
mein Notebook und gehe so
lange auf Toilette. Als ich

wiederkomme, ist die Frau wie verwandelt. Sie schaut mich versteinert, aber auch irritiert und fragend an, sagt allerdings nichts. Dann gehen wir schweigend zum Studio, und die Sendung beginnt.

In meinem Kopf rattert es. Was kann passiert sein? Ist

irgendetwas auf oder in dem
Computer, was sie so verstört
hat? Eigentlich nicht. Doch
schon bei ihrer zweiten Frage
wird mir plötzlich alles klar
...

Es war im Herbst des
Jahres 2010, als Frau Merkel
und Herr Seehofer plötzlich
die recht eigenwillige These

vertraten, Multikulti sei tot.
Da ich gerade mit Freunden
einen kabarettistischen
Jahresrückblick vorbereitete,
kam mir die Idee, dieses
Thema in unserer Show mit
einem Medley deutscher
Marschmusik aufzugreifen.
Die Songs, mit den neuen

Texten versehen, wurden
höchst abstrus und der
Jahresrückblick wie immer
ein großer Spaß. Alles wäre
gut gewesen, hätte ich nicht
zuvor zwecks musikalischer
Recherche eine Woche lang
auf YouTube alle möglichen
deutschen Militärmärsche
gehört. Seitdem werden mir,

jedes Mal, wenn ich die Seite öffne, Videos vorgeschlagen, für die ich mich interessieren könnte: «Die Waffen-SS», «Wehrmacht Erika», «Alte Kameraden» und so weiter und so fort.

Damit erklärt sich wohl auch die Frage der

Moderatorin: «Und welche Musik hören Sie so?»

Nachdem wir die Aufnahme beendet haben, erkläre ich ihr alles. Sie erzählt mir, dass auf ihrem Computer – wegen ihres Neffen – immer Rammstein und Marilyn Manson auftauchen würden. Sie setzte

das aber gerne gezielt ein,
um Kollegen in der
Kulturredaktion zu
verwirren. Außerdem schaue
ihre fünfjährige Enkelin jetzt
auch ab und zu mit ihr
Videos vom Ritter Rost, von
den fiesen Pinguinen oder
den pupsenden Dinosauriern.

Die Schnittmenge aus
Rammstein und pupsenden
Dinosauriern bildeten
übrigens
überraschenderweise
Redeausschnitte von Edmund
Stoiber.

Wahrscheinlich wird es
solche Nutzerprofile in Kürze
schon für alle Bereiche des

alltäglichen Lebens geben.

Also auch bei Lebensmitteln
zum Beispiel: «Kunden,
denen diese Sahnetorte
geschmeckt hat, könnten sich
auch interessieren für
Rumschokolade, frittierten
Fisch oder eine andere
Sahnetorte.»

Rotweinflaschen mit dem
Hinweis: «Wird häufig
zusammen gekauft mit
Aspirin-plus-C-

Großpackung.» Oder auch
etwas verklausulierter:

«Wenn Ihnen diese Lasagne
gefallen hat, interessieren Sie
sich vielleicht auch für
unsere Pferdekalendar.»

Am Ende unseres
Gesprächs haben wir sogar
noch herausgefunden, warum
ich plötzlich so häufig
Werbung für Prothesen
erhalte. Menschen, die ein
großes Interesse haben an
Weltkriegen und allem, was
damit zusammenhängt, haben

eben auch

überdurchschnittlich häufig

Bedarf an künstlichen

Körperteilen. So gesehen ist
eigentlich alles logisch.

Beruhigend.

Zelten – ein Abenteuer in drei Triumphen

1. Die gute Idee

Die Freundin meint, das Kind solle mal zelten gehen. Zu einer richtigen Kindheit gehöre das einfach dazu. Die Freunde, bei denen wir zum

Essen sind, stimmen sofort
mit ein. Ja genau, zelten sei
für jedes Kind eine ganz
wunderbare Erfahrung.

Ich sage nichts. Natürlich
war ich als Kind,
Jugendlicher und junger
Erwachsener mehrfach
zelten. Als Kind,
Jugendlicher und junger

Erwachsener fand ich das
sogar toll. Doch heute
beunruhigt mich allein schon
die Vorstellung, eine Nacht
auf einer Isomatte oder
Luftmatratze verbringen zu
müssen. Die Luftmatratzen
sind in den letzten dreißig
Jahren schon extrem

unbequem geworden.

Vermutlich, weil die Qualität der Luft wegen des Klimawandels einfach extrem nachgelassen hat.

Dennoch, als gewiefter Strategie stimme ich grundsätzlich zu: «Ich finde das eine ganz großartige Idee. Ihr geht mit allen

Kindern zelten, während ich in Berlin bleibe und mich um alles kümmere, euch den Rücken freihalte, Blumen gieße und so weiter.»

Die Freunde meinen, sie hätten praktisch keine Blumen. Erkläre mich bereit, ihnen welche zu besorgen.

Die Freundin unterbricht mich. Sie findet, ich müsse unbedingt mit zelten gehen. Das sei so eine typische Vater-Kind-Sache und ganz, ganz wichtig für die spätere Entwicklung.

Erkläre: «Mein Vater ist auch niemals mit mir zelten

gegangen, und ich habe mich trotzdem später entwickelt.

Kinder finden ihren Weg auch so.»

Sie schüttelt den Kopf. Um das Kind mache sie sich da gar keine Gedanken. Es sei meine Entwicklung, um die sie sich Sorge. Sie wolle später keinen pubertierenden

Senior im Hause haben, der
eine Leere in sich fühlt, weil
er niemals mit dem Kind
zelten war, und sich
womöglich Vorwürfe macht.

Verspreche, mir niemals
Vorwürfe zu machen.

Erkenne allerdings am
Gesicht der Freundin, dass

sie meine Entscheidung
bereits getroffen hat. Sie
gerät ins Schwärmen, was für
ein tolles Erlebnis das für
mich werde, mit dem Kind in
der Natur. Wie lange wir
dann noch davon zehren
könnten, das Kind und ich.
Sie werde uns im Stillen
beneiden und in der Zeit, in

der wir zelten, einfach den
Gutschein für das Luxus-
Wellness-Hotel einlösen, den
sie zum Geburtstag
geschenkt bekommen hat.

Ihr Geburtstag sei doch
erst in vier Wochen, gebe ich
zu bedenken. Nun wird ihr
Gesicht vorwurfsvoll. Jetzt

hätte ich ihr die
Überraschung verdorben.
Quasi mein Geschenk schon
verraten. Na ja, da man es
nun nicht mehr ändern könne,
werde sie diesen Gutschein,
den ich da offensichtlich zu
ihrem Geburtstag plane, eben
jetzt schon einlösen. Dann
hätte ich auch noch mal vier

Wochen Zeit, mir eine neue Überraschung zu überlegen.

Sie strahlt. Ich gebe auf.

Frage, ob ich den Gutschein auch noch selber basteln solle.

«Nein, nicht notwendig, ich habe ohnehin schon gebucht. Danke, das ist ein

tolles Geschenk. Genau, was ich mir gewünscht habe.»

Die Freunde möchten, dass ihre Kinder mitzelten, dann mache es ja noch mehr Spaß. Sie selbst hätten leider keine Zeit. Dafür könnten sie mir ihr Auto und das Zelt leihen. Das Ganze stehe übrigens schon fix und fertig gepackt

unten. Morgen früh, um 7.30 Uhr, gehe es los. Die Kinder würden sich wahnsinnig freuen. Nachdem sie am Ostseestrand so viel Spaß mit mir hatten, seien die Erwartungen diesmal natürlich nicht geringer. Ehe ich noch irgendwas

einwenden kann, bekomme ich den Autoschlüssel und die Papiere in die Hand gedrückt. Alle sind glücklich, also fast alle.

Gehe kurze Zeit später in den Flur und rufe Peter an.
«Hallo, Peter, hier ist Horst.
Ich bitte dich dringend um einen Gefallen. Du musst aus

einem geparkten Auto ein
Zelt mit Zubehör klauen.

Sichere Sache, das. Ich simse
dir gleich die Adresse.

Sobald du hier bist, öffne ich
dir mit der Funkverbindung
des Autoschlüssels vom
Balkon aus die
Zentralverriegelung. Du

nimmst Zelt und Zubehör aus dem Kofferraum, ich verriegele die Türen wieder, und alles ist gut.» Ich bitte ihn noch, auch wirklich nur die Campingsachen zu klauen. Schließlich fahre ich gern mit den Kindern weg, allerdings möglichst irgendwohin, wo es Betten,

ein Badezimmer und richtige
Wände mit echtem Dach
gibt.

Bin stolz auf mich. Andere
hätten wegen dieser Zelterei
wahrscheinlich die halbe
Nacht gestritten, mit
Vorwürfen und langem
Beleidigtsein. Ich hingegen

löse so einen Konflikt
einfach ganz lautlos mit
Liebe, Umsicht und schiererer
Intelligenz.

Als ich in die Küche
zurückkomme, herrscht
betretenes Schweigen. Erst
nach einer gefühlten
Ewigkeit platzt die Freundin
heraus: «Peter hat mir eine

SMS geschickt. Ich hatte ihm
gestern gesagt, falls du ihn
anrufst und bittest, ein Zelt
aus einem Auto zu klauen,
soll er sich sofort bei mir
melden, wenn er nicht wegen
Beihilfe angeklagt werden
will.»

Begreife und bereue

meinen Fehler. Gebe ihn
direkt zu: «Es tut mir leid.
Wirklich. Ich hätte besser
Micha anrufen sollen.»

«Den habe ich auch
benachrichtigt. Und Holger
und Jochen auch. Außerdem
ist gar kein Auto gepackt. Es
gibt nicht einmal ein Zelt.
Das Ganze war nur ein Test.»

«Verstehe. Habe ich
bestanden?»

«Eher nicht.»

«Schade. Kann ich es
irgendwie
wiedergutmachen?»

«Ich wüsste nicht, wie.»

Sie grinst, und nun gebe ich
wirklich auf.

«Na ja, ich könnte
vielleicht mit den Kindern
zelten gehen. Nächstes
Wochenende oder so.»

Alle stimmen zu. Zelten!
Ich ganz allein mit den
Kindern. Das sei mal ein
toller Vorschlag.

Finde ich auch. Am Ende

habe dann eben doch ich
immer wieder die allerbesten
Ideen.

2. Der Zeltkauf

Nachdem ich nun alle mit
der schönen Idee überraschen
konnte, mal mit meinem und
drei weiteren Kindern von
Freunden zelten zu gehen,
fehlt nur noch ein gutes Zelt.

Die Freunde raten mir
dringend zum Fachhandel.
Schon am nächsten Tag
spreche ich beim
Outdoorspezialisten vor.

«Guten Tag, ich suche ein
Zelt. Können Sie mir da was
empfehlen?»

Der Verkäufer schaut mich

lange und abschätzend an,
sagt dann: «Klar, was wollen
Sie denn mit dem Zelt
machen?»»

Hm, mit dieser Frage hatte
ich, offen gestanden, nicht
gerechnet.

«Tja, was will ich mit dem
Zelt machen? Na ja, erst mal
kennenlernen, es langsam

angehen, aber bei
gegenseitiger Sympathie
könnte ich mir vielleicht
auch etwas Festes
vorstellen.»

«Ach? Kein Problem.

Kaufen können Sie das Zelt
natürlich hier. Heiraten geht
dann zwar in Deutschland

noch nicht, aber in Las Vegas
sind Hochzeiten zwischen
Mann und Zelt ohne weiteres
möglich.»

«Echt?»

«Nein, aber wir sind
psychologisch geschult, auf
den Käufer einzugehen. Wie
man blöde Witze in den
Laden reinruft, so kommen

sie auch wieder raus.»

«Ach so. Ich will zelten gehen. Möglichst mit dem Zelt zusammen.»

«Gut, und was soll das Zelt können?»

Also wie kann jemand von mir verlangen, keine blöden Witze zu machen, und dann

solche Fragen stellen? Was soll das Zelt schon können? Vielleicht Handstand? Da ich den Verkäufer nicht völlig verärgern will, antworte ich gemäßigt.

«Kochen. Wäre schön, wenn es kochen könnte.»

«Verstehe, das wird oft verlangt. Haben wir hier

vorne.»

«Sie haben tatsächlich ein Zelt, das kochen kann?»

«Selbstverständlich, wir haben ein Zelt, das sehr gut zu Ihnen passt. Hier, gucken Sie doch mal rein.»

Er geleitet mich in das Kochzelt. Ich bin kaum drin,

als der Reißverschluss hinter
mir zuzurrt und ein
Vorhängeschloss klickt.

«He, Sie, hier ist gar
nichts! Das Zelt kann
überhaupt nicht kochen!»

«Natürlich nicht. Es gibt
kein kochendes Zelt. Das hier
ist das Lustige-Kunden-Zelt,
in das wir lustige Kunden

einsperren, bis sie aufhören,
lustige Witze zu machen.»

«Sie haben ein spezielles
Gefängniszelt?»

«Erst seit kurzer Zeit.
Extra für Sie habe ich dieses
Lustige-Kunden-Zelt gerade
erfunden.»

«Ich will doch nur ein Zelt

kaufen, das praktisch keine Arbeit macht. Also ein Zelt, das nicht nervt.»

«Gut, dann sagen Sie mir einfach, was Ihr Zelt können soll.»

Es gibt Situationen, da weiß man, man sollte einen Satz nicht sagen, und doch, obwohl alle Logik, alle

Vernunft dagegenspricht,
purzelt er einem einfach so
aus dem Mund: «Das Zelt
soll sich von alleine auf- und
wieder abbauen können!»

Verdammt, ich werde auf
Jahre hinaus nicht mehr aus
diesem Lustige-Kunden-Zelt
rauskommen. Denke ich.

Stattdessen geschieht ein
Wunder. Der Reißverschluss
fährt auf, und der Verkäufer
knurrt: «Sagen Sie das doch
gleich!»

Dann zeigt er mir die
erstaunlichste Erfindung seit
den beidseitigen
Getränkehaltern auf
Partyhelmen. Das Wurfzelt.

Ein Zelt, das sich in der Tat
von alleine aufbaut. Man
wirft es in die Luft, es macht
«Wuff!», und das fertige Zelt
steht da. Man muss es nur
noch mit den Heringen
befestigen, und es ist
aufgebaut. Später reichen
erneut zwei, drei Handgriffe

und: zack!, ist es auch wieder abgebaut. Also wenn man es kann. Überraschenderweise kann ich es.

3. Die tolle Erfahrung

Als wir eine Woche später auf dem Zeltplatz am See ankommen, sage ich den Kindern, sie brauchten sich um gar nichts zu kümmern.

Ich würde ganz alleine die beiden neuen Zelte aufbauen. Allerdings erst später, zuerst sollten wir noch in Ruhe Eis essen. Sie bewundern mich, wie cool ich bin, und sie haben recht damit. Nach dem Eis werden sie langsam unruhig. Sie würden nun

schon gern mal die Zelte
aufbauen. Ich beruhige:
«Keine Panik, lasst uns erst
noch Fußball spielen!»

Ich weiß natürlich, je
länger ich den spektakulären
Zeltaufbau rauszögere, je
mehr Spannung ich aufbaue,
desto nachhaltiger kann ich
sie beeindrucken. Desto

größer wird mein Triumph
sein. Nach dem
Fußballspielen wollen sie
aber wirklich die Zelte ...,
ich sage: «Erst noch Baden.»
Nach dem Baden drängen sie
schon sehr, ich verkünde
gelassen: «Wir gehen erst
noch abendessen.» Während

des Essens wächst langsam
ihre Panik, ich ordere noch
einmal Eis zum Nachtsch.

Dann, nachdem sie in
wilder Hektik zum Auto
zurückgerannt sind, sind sie
fraglos reif. Nun ist es an der
Zeit, zum Helden zu werden.
Während ich den Kofferraum
öffne und die Zelte raushole,

ziehen dunkle Wolken auf.

Ein Gewitter naht.

Wunderbar, jetzt wird es
sogar noch richtig
dramatisch, besser könnte es
gar nicht laufen.

Als die Kinder schon
völlig mit den Nerven am
Ende sind, habe ich meinen

großen Auftritt. Ich nehme
das erste Zelt, werfe es in die
Luft, es macht «Wuff!» und
baut sich wunderbar von
alleine auf. Da steht es! Die
Kinder machen «Ah!»,
jubeln, klatschen, bewundern
mich, so wie es sein soll. Ich
nehme das zweite Zelt, es
macht wieder «Wuff!», und

auch dieses steht perfekt da.

Der Wind vom nahenden Gewitter wird langsam heftiger. Wir sollten die Zelte jetzt zügig feststecken. Bitte die Kinder, rasch die blaue Tasche mit den Schnüren und Heringen aus dem Wagen zu holen. Die

Kinder finden nichts. Rufe
die Freundin an. Die
bestätigt, in der Tat habe
nach unserer Abreise noch
eine blaue Tasche im Flur
gestanden. Fragt, ob die
wichtig sei. Dann setzt der
Regen ein.

Es ist ein tolles,
unvergessliches Erlebnis,

gemeinsam mit Kindern in
heftigem Sturm, bei
strömendem Regen, zwei
äußerst widerspenstige
Wurfzelte irgendwie wieder
auseinanderzubauen, ohne
dass eines der Kinder mehr
als zwei Meter weggeweht
wird. Dazu das restliche

Equipment so schnell es geht
ins Auto zu stopfen, wohl
wissend, dass alles ohnehin
schon durchgerechnet ist, um
dann klitschnass und
dampfend zu fünft im Auto
nach einer schönen
Brandenburger Landpension
zu suchen.

Irgendwann haben wir sie

gefunden. Mit richtigen
Betten, Heizung und fließend
warmem Wasser, das man
auf- und zudrehen kann, wie
man will. Später, bei Chips
und extrem zuckerhaltigen
Brausegetränken vor dem
Fernseher, waren die Kinder
und ich uns einig. Schöner

und erlebnisreicher kann ein
perfekter Campingtag
eigentlich gar nicht sein.

Die Geschichte der Räuberei (Folge 263): Die Rhönräuber

Als im Januar des Jahres
2013 im Berliner Stadtteil
Steglitz die sogenannten
Tunnelräuber einen langen
Tunnel bis genau unter den

Tresorraum einer Bank
gruben und dort dann die
Schließfächer leer räumten,
war ganz Berlin erfüllt von
einem gewissen Stolz auf
diese Diebestat. Wer so einen
guten Tunnel graben kann, so
lang, so professionell
gesichert und handwerklich
so sauber, der hat sich die

paar Schließfachfüllungen
aber auch wirklich verdient.

Selbstverständlich suchte
die Polizei sofort unter
Hochdruck nach den Tätern.
Allerdings, da waren sich so
ziemlich alle Berliner einig,
weniger, um sie zu bestrafen,
als vielmehr mit der Absicht,

sie mit dem Weiterbau des
Flughafens zu betrauen. Doch
es war nicht nur diese tiefe
Bewunderung Berlins für ein
Bauwerk, das den Kosten-
und Zeitplan eingehalten und
gleichzeitig alle
Sicherheitsbestimmungen
erfüllt hatte, die den
Tunnelräubern

gesellschaftliche

Anerkennung verschaffte.

Räuber, die fleißig und hart

arbeiten, dabei noch einen

einigermaßen intelligenten

Plan verfolgen und

niemanden wirklich schwer

verletzen, genießen wohl zu

allen Zeiten ein gewisses

Ansehen.

In der Rhön beispielsweise
gab es Mitte des 19.

Jahrhunderts die Rhönräuber.

Eine Diebesbande, die in dem
Mittelgebirge bevorzugt

Wanderer und

Handelsreisende ausgeraubt
hat. Ihr Trick war es, den

Reisenden auf dem höchsten

Punkt der teilweise
erstaunlich steilen und lang
gezogenen Wege durch das
Bergland aufzulauern. Da auf
dem Gipfel von den völlig
erschöpften und entkräfteten
Wanderern praktisch keine
nennenswerte Gegenwehr
mehr zu erwarten war, verlief

der Überfall in der Regel
unkompliziert und zivilisiert.
Auch die Flucht ging, da sie
bergab erfolgte, äußerst
schnell und leise, ja geradezu
elegant vonstatten. Die
Rhönräuber verstanden es
also, sich recht intelligent die
Berge zunutze zu machen. Da
sie hierfür aber auch immer

sehr früh aufstehen und die
Berge hinaufwandern
mussten, galt das, was sie
taten, schon zu jener Zeit als
quasi ehrliches
Räuberhandwerk, weshalb
die Mitglieder dieser Banden
privat auch als ganz normale,
ehrliche Bürger angesehen

und respektiert wurden.

An diese ehrbaren

Halunken musste ich denken,
als ich im letzten Sommer in
der Rhön radwandern war —
in diesen wohlgeformten
Bergen, die allerdings, wenn
man mit dem Fahrrad
hinauffährt, sehr, sehr viel
steiler sind als noch beim

Blick auf die Karte im
Touristikprospekt vermutet.
Jener Prospekt, der mir ein
Erkunden der Rhön mit dem
Fahrrad als «Erholung pur»
angekündigt hatte.
Erstaunlich, wie
unterschiedlich die
Vorstellungen von Erholung

doch sein können.

Wer freiwillig, ohne Not und tieferen Grund, also quasi zum Spaß, in brütender Hitze mehrere blödsinnig steile Berge mit dem Fahrrad rauf- und wieder runterfährt, ist entweder ein Extremsportler oder ein völliger Idiot. Und da ich das

eine ja nun nicht bin, gehöre
ich wohl auch zum seltsamen
Kreis der Extremsportler.
Eine überraschende
Erkenntnis.

Doch als wäre das alles
nicht schon schlimm genug,
erblicke ich auch noch beim
letzten und höchsten Berg

dieser erholsamen
Radwandertour, dem Großen
Öchsel, als ich knapp hundert
Meter vor dem Gipfel aus
einer Spitzkehre um die
Kurve komme, eine Gruppe
herumlungernder
Jugendlicher.

Selbstverständlich erfasse
ich die Situation sofort:

Rhönräuber! Was sonst?

Hier, am neunten Gipfel, fast am Ende der «Schönheiten-der-Rhön-Tour», lauern sie den völlig entkräfteten Radtouristen auf. Da soll noch einer sagen, die Jugend interessiere sich nicht für Geschichte.

Ich könnte umdrehen und warten, bis sie weg sind.

Aber dann müsste ich den Berg noch mal rauf, und woher soll ich wissen, wie lange ich zu warten hätte.

Natürlich könnte ich um den Berg fahren, aber das ist sehr weit, und außerdem müsste

ich, wenn ich um diesen Berg
herumfahre, dafür dann
wieder über drei andere
Hügel. Da mach ich sogar
noch minus. Denke
schließlich: Kommt alles
nicht in Frage, immerhin bin
ich aus Berlin, ich geh im
Dunkeln durch den Wedding
und singe dazu evangelische

Antidrogensongs, wenn es
sein muss. Da werd ich doch
auch an einem viel zu heißen
Tag über einen Rhönhügel
fahren können.

Versuche, so cool zu
wirken, wie ich nur eben
kann.

Ich weiß nicht, wer schon

einmal versucht hat, cool zu wirken, wenn er gerade in einem Tempo von circa 3,5 bis 3,6 Stundenkilometern, aber trotzdem schwer tretend, keuchend und hustend, extrem durstig und über und über mit Schweiß bedeckt einen Berg hochgefahren kommt. Es ist wirklich nicht

einfach. Zumal, wenn einem der Schweiß auch noch in Rinnsalen direkt von der Stirn in die Augen läuft, wodurch der Kopf nicht nur knallrot mit hervorstehenden Adern leuchtet, sondern es auch noch aussieht, als würde man gerade weinen.

Die Jungs haben mich
entdeckt. Einer sagt: «Cooles
Fahrrad.»

«Ihr wollt mein Fahrrad
klauen?»

«Was? Wieso das denn?
Hör mal, hier sind überall
Berge, weißt du, wie
anstrengend das wäre, hier

mit dem Fahrrad
rumzufahren?»»

Versuche, etwas
unauffälliger zu schwitzen
und zu tropfen. Sehe, wenn
auch nur verschwommen, wie
sich einer der Jugendlichen
zum Hinterrad runterbeugt
und den äußerst kryptischen
Satz sagt: «Das hintere Ritzel

klemmt. Boarh, mit einer so
beschissen eingestellten
Schaltung muss es
unglaublich anstrengend sein,
die Berge hier
raufzukommen.»

Antworte gefasst: «Ach,
das geht schon. Weißte, ich
bin Extremsportler.»

«Echt? Wir dachten, Sie gehören zur anderen Gruppe der Leute, die hier hochfährt.»

Alle lachen, aber nicht blöd, irgendwie sind sie sogar richtig nett.

«Das klingt jetzt wahrscheinlich komisch, aber

für einen Moment dachte ich,
ihr wäret Rhönräuber.»

«Rhönräuber? Quatsch, das
wäre doch viel zu viel Stress.
Wir sind Dienstleister. Viele
der Touristen, die diese
«Schönheiten-der-Rhön-
Tour» fahren, nehmen einfach
zu wenig Wasser mit. Und
hier oben gibt's ja nichts. Die

sind oft froh, wenn sie hier
nach dem Anstieg was
bekommen.»

«Ihr habt Wasser?»

Er strahlt. «Eisgekühlt!»

Er holt eine

Halbliterflasche aus der
mobilen Kühltruhe, die neben
seinem Motorroller im

Schatten steht. Jetzt strahle
ich auch. «Oahh, großartig!
Ein Wunder! Meine Rettung!
Ich würde alles für diese
Flasche Wasser geben.»

Er grinst. «Das trifft sich
gut. Kostet nämlich fünf
Euro.»

Auch wenn es Rhönräuber
heute im engeren Sinne nicht

mehr gibt, die Tradition, sich
die Berge intelligent und
zivilisiert zunutze zu
machen, ist hier wie
andernorts lebendiger denn
je. Schön zu wissen.

Der flinke Kalle

Der flinke Kalle, genannt «die Handtasche», ist der wohl beste und professionellste Handtaschendieb in der Geschichte Berlins. Wie alle wirklich großen Ganoven hat er nicht einfach nur geklaut.

Nein, der Diebstahl einer Handtasche war bei ihm ein kleines Kunstwerk. Eine artistische Meisterleistung in atemberaubender Geschwindigkeit.

Zumeist entriss er am Beginn einer langen Geraden die Handtasche, rannte dann mit ihr in wahnsinnigem

Tempo davon, untersuchte
aber während des Laufens
bereits den gesamten Inhalt,
nahm das Geld raus und warf
die Tasche noch in
Sichtweite des Opfers ins
Gebüsch. So konnten die
Bestohlenen die Tasche
gleich wieder an sich

nehmen. Außer Geld fehlte praktisch nichts. Lästige Ämtergänge oder EC-Kartensperrungen entfielen. Der Diebstahl war so kundenfreundlich wie möglich abgewickelt. Ohne unnötigen Aufwand für das Opfer blieb der ganze Vorgang im Großen und

Ganzen angenehm
unbürokratisch. Oder, wie der
flinke Kalle immer sagte:
«Wenn die Leute schon
beklaut werden, sollen sie
nicht auch noch unnützen
Ärger haben!»

Nicht wenige der Opfer, in
den allermeisten Fällen

Frauen, waren oftmals
regelrecht verzückt. So
schnell wie dieser Mann
hatte sich noch nie jemand in
ihrer völlig überfüllten
Handtasche zurechtgefunden.
Nicht einmal sie selbst.
Dafür höchsten Respekt.
Also, diesen Herrn hätten sie
wirklich nur zu gern einmal

kennengelernt. Doch zunehmendes Alter und seltsame neue Moden machten Kalle zu schaffen. Und eines Tages unterlief ihm ein Missgeschick, das seine aktive Karriere abrupt beendete.

Wie immer ging alles ganz

schnell. Er hatte gerade der jungen Frau die Handtasche entrissen und wühlte in vollem Lauf nach dem Geld – da biss ihn die Handtasche plötzlich in den Finger.

Zudem war sie offensichtlich mit einem sehr aggressiven Läuse- oder Flohpulver eingerieben. Vielleicht war

es aber auch ein absurdes
Parfüm, in jedem Fall ließ
diese Substanz seine Hände
schnell rot anschwellen.

Die juvenile Dame, der er
versehentlich – wie ihm jetzt
dämmerte – nicht die
Handtasche, sondern eines
dieser, einer Fellhandtasche

wirklich nicht unähnlichen,
Accessoire-Hündchen
entrissen hatte, schrie in
derselben Tonlage wie das
entwendete Tier. Dies
veranlasste Kalle, den Hund
im hohen Bogen
wegzuwerfen.

Kurze Zeit später schwor
er deprimiert dem gesamten

Diebstahlwesen ab und
begann eine neue, steile
Karriere als
Handtaschendesigner. Ein
Beruf, der ihm in der zweiten
Lebenshälfte großen inneren
Frieden bescherte, bis ihn der
beste und professionellste
Safeknacker Berlins, Otto

«der weiche Keks» Stark, mit dem niedersächsischen Ex-Kammerjäger Georg Wolters bekannt machte, welcher wiederum den Plan hatte, eine Art «Avengers»-Team aus Berliner Kriminellen zusammenzustellen. Doch das ist eine ganz andere Geschichte.

Das Hündchen hingegen,
mit seinem aggressiven
Läusepulver oder Parfüm,
landete direkt nach dem
hohen Flug auf einem Balkon
im ersten Stock, gelangte
durch die offene Balkontür
auf eine sich dem Ende
zuneigende Party, fand einen

in Kartoffelsalat schlafenden
Mann, schleckte ihm den
Rücken sauber und malte
somit quasi eine
Langzeitwetterprognose in
indianischer Sprache auf
seinen Rücken. Doch das
sollte dieser Mann nie
erfahren.

Sitzgeschwindigkeit

Werner Mersching wohnt in Nordholz bei Cuxhaven. In Nordholz braucht jeder ein Auto. Die Wege sind weit, es gibt praktisch keinen öffentlichen Nahverkehr, man macht dort alles mit dem Wagen. Erst recht

Werner Mersching. Seit über
dreißig Jahren hat er auch auf
keinem Fahrrad mehr
gesessen. Aber so etwas
verlernt man ja nicht.

Deshalb hat Werner
Mersching wohl
grundsätzlich keine
Bedenken, als er sich nach
dieser langen Zeit zum ersten

Mal wieder auf einen
Drahtesel schwingt.

Wenngleich es natürlich
sehr ungewohnt für ihn ist.
Allein schon vom Fahrrad
her. In der
Fahrradtechnologie hat sich
einiges getan in diesen
dreißig Jahren. Das Fahrrad,

das man ihm jetzt gegeben hat, fühlt sich gänzlich anders an als sein Fahrrad im Jahre 1982. Und auch sein Körper fühlt sich ganz, ganz anders an. Schon als er aufsteigt, bemerkt er, dass sich sein Körperschwerpunkt in den letzten dreißig Jahren verschoben hat. Sogar

mächtig verschoben hat.

Genaugenommen ist sein ganzer Körper mittlerweile ein einziger Schwerpunkt.

Deshalb fährt er auch eher unsicher, also sehr langsam und wacklig mit diesem ungewohnten Fahrrad. Sogar extrem langsam, quasi in

Sitzgeschwindigkeit.

Aber gut, irgendwie und irgendwo muss er schließlich wieder anfangen, sich ans Fahrradfahren zu gewöhnen. Das ist ja selbstverständlich, wer könnte etwas dagegen sagen? Dennoch bleibt für mich die Frage: Warum bitte muss Werner Mersching

seine erste Fahrradtour nach
über dreißig Jahren
unbedingt mit zwanzig
anderen Menschen machen,
die seit rund dreißig Jahren
auf keinem Fahrrad mehr
gesessen haben? Und warum
ausgerechnet in der
Innenstadt von Berlin? Als

geführte Fahrradtour? Im
nachmittäglichen
Stoßverkehr? Und als ob es
nicht schon reichen würde,
mit dem Verkehr und dem
Fahrrad völlig überfordert zu
sein, hat er auch noch das
erklärte Ziel, sich während
der Fahrt die Stadt
anzugucken, dem

Fahrradfürer zuzuhören und
sich ausgiebig mit den
Freunden zu unterhalten.

Über die Welt im
Allgemeinen und Berlin im
Besonderen, also wie groß,
unübersichtlich und hektisch
diese Stadt doch sei und dass
hier ja wohl niemand die

nötige Ruhe und Zeit habe.

Die armen Menschen, so
gehetzt, und alle, deren Weg
er kreuze, würden böse oder
genervt gucken. Seines
Erachtens tue diese Stadt den
Menschen nicht gut ...

All diese Informationen
über Werner Mersching und
seine Nordholzer Gruppe

habe ich übrigens sammeln
können, als ich mehrere
Minuten hinter ihnen
herfahren und ihren
Gesprächen lauschen durfte
beziehungsweise musste. An
ein Überholen der ständig
unberechenbar in alle
Richtungen wabernden

Gruppe war nämlich leider nicht zu denken. Stattdessen blieb ich irgendwie in der Gruppe stecken, bis sie plötzlich aus unerfindlichen Gründen komplett stehen blieb und ich mein Rad durch sie hindurchschieben konnte. Dann hatte ich tatsächlich fast anderthalb Minuten freie

Fahrt, bis ich hinter Günther Siebert und seiner Gruppe aus Bruchsal bei Karlsruhe festhing.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich freue mich über alle Berlin-Besucher, die sich die Stadt anschauen, hier essen, in Hotels wohnen

und dann wieder nach Hause fahren. Solche Gäste finde ich toll. Wem es in Berlin so gut gefällt, dass er dort wohnen bleiben möchte, der darf auch gern im Bezirk seiner Wahl wohnen bleiben. Und wer findet, Berlin sei viel zu groß, zu laut und zu dreckig, darf das ebenfalls

gerne sagen. In Berlin darf er
das sogar ganz laut sagen.

Das stört niemanden. Man ist
ja mittlerweile beinah froh
über jeden, dem Berlin zu
groß, zu laut und zu dreckig
ist. Das ist alles völlig in
Ordnung. Aber wer in Berlin
Fahrrad fahren möchte, der

sollte das bitte unbedingt
vorher zu Hause üben.

Denn, liebe und herzlich
willkommene Bewohner
vieler kleiner Orte überall in
Deutschland, die ihr seit
Jahren nicht mehr auf einem
Fahrrad gesessen habt und
denkt, Berlin, also die
Innenstadt von Berlin, das sei

doch ein idealer Ort, um
tagsüber zu

Hauptverkehrszeiten an
ausgewählten

Verkehrsschwerpunkten ohne
jede Ortskenntnis erstmals
nach über dreißig Jahren
wieder ein bisschen das
Fahrradfahren zu üben –

stellt euch doch mal vor, wir
würden demnächst alle
Berliner, die nie einen
Führerschein gemacht haben,
in eure kleinen Orte
schicken, damit sie da zum
ersten Mal in ihrem Leben
mit einem Traktor oder
einem Dreißigtonner Fahren
üben können. In Gruppen von

zwanzig oder dreißig

Fahrzeugen. Zur

Hauptverkehrszeit. In euren

Innenstädten oder Ortskernen

oder was auch immer ihr dort

habt. Oder hattet, würde man

dann ja wohl später sagen

müssen, wenn alle mit dem

Traktorfahren fertig wären.

Doch keine Angst, das
machen wir
selbstverständlich nicht, weil
wir Berliner ja schon von
Natur aus nicht nachtragend
und – selbst in der
berechtigten Beschwerde –
prinzipiell höflich sind. Das
kann Ihnen jeder Stadtführer

bestätigen.

Haare auf Weltniveau

Kürzlich habe ich Marion Minzer wiedergetroffen. In Marion Minzer war ich im Alter von siebzehn Jahren verliebt. Also, im Prinzip war ich auch in Marion verliebt, als ich sechzehn und

achtzehn Jahre alt war. Aber
mit siebzehn gab es
tatsächlich eine ganz kurze
Phase, in der ich Marion
Minzer fast von meiner Liebe
erzählt hätte.

Genaugenommen habe ich
das sogar, also indirekt.

Damals hatte ich noch
lange, nicht immer sehr

gepflegte Haare. Lange Haare
waren seinerzeit noch
Ausdruck einer
Weltanschauung. Erst recht
auf dem Dorf. Unsere langen
Haare, also meine und die
meiner Freunde,
signalisierten jedem
Betrachter: Ja, wir sind zwar

auf dem Dorf geboren.

Fernab von aller

wahrgenommenen Welt. In

einem Landstrich, wo es

hundertmal so viele Rinder,

tausendmal so viele

Schweine und

zweihunderttausendmal so

viele Hühner wie Menschen

gibt. Wo vier Fünftel der

Kinder im Winter geboren sind, weil die zumeist bäuerlichen Familien bei der Koordinierung sexueller Aktivitäten tunlichst darauf achten, dass die Geburt eines Kindes nicht in die Erntezeit fällt. Wo es, wenn die Eltern ankündigen: «Heute fahren

wir mal in die große Stadt!»,
nach Osnabrück geht. Dies
alles kann niemand leugnen.
Aber unsere Frisuren! Ha!
Unsere Frisuren, die hatten
Weltniveau. Mit diesen
Frisuren konnten wir überall
auf der ganzen Welt
bestehen. In Bremen,
Hamburg, Berlin, London,

Paris, Barcelona, wirklich
überall konnten wir auf
öffentlichen Plätzen
herumlungern und waren ein
harmonischer Teil der
urbanen Vielfalt. Niemand
sah uns das Dorf an.

In gewisser Weise wurde
das Dorf sogar zu klein für

unsere Frisuren. In einem Dorf sinnlos abhängen war tendenziell eher trostlos. In einer großen Stadt hingegen, auf öffentlichen Plätzen abhängen, das war schon wieder eine Art Statement, quasi eine Form des Protests. Gegen die Konsumgesellschaft zum

Beispiel. Auf dem flachen Land, wo nix groß ist und es nichts zu kaufen gibt, war so ein Protest ja vergleichsweise abstrakt. In der Stadt, in die wir deshalb extra Ausflüge machten, war das zur Schau gestellte Nichts-Kaufen dagegen irgendwie eine

Provokation, eine Art
Widerstand. Ohnehin haben
mir immer die Formen des
Protests am besten gefallen,
die im wesentlichen aus
Nichtstun bestehen. Doch das
ist noch mal eine andere
Geschichte.

Wir waren damals sehr
konsequent in unserer

Haltung, also dem Nichts-Kaufen. Es gab eigentlich nur eine Ausnahme, die wir uns ab und an gestattet haben.

Das war immer dann, wenn mal einer aus irgendwelchen Gründen Geld hatte, dann durfte das ausgegeben werden. Aber sonst haben wir

konsequent nichts gekauft,
stattdessen nur so
rumgesessen. In stolzer,
stilvoller Lässigkeit, jedoch
innerlich aufrecht, halb
liegend rumgelungert. Durch
unsere langen Haare wirkten
wir dabei natürlich
großstädtisch, weshalb alle
Dorfkinder, die in die Stadt

kamen und uns sahen,
dachten: Boarh, die coolen
Großstadtkinder! Jetzt lass
ich mir auch die Haare lang
wachsen, dann kann ich
demnächst auch da sitzen und
keiner merkt, dass ich
eigentlich vom Dorf bin. So,
wie wir es einige Zeit zuvor

ja auch gedacht hatten.

Unsere Betten standen zwar noch in den Kinderzimmern unseres Dorfes, aber in unseren Großstadtfrisuren wohnte bereits ein ganz anderes Leben. Also gut, teilweise waren sie tatsächlich so zottelig und ungepflegt, dass da in der Tat

noch mal ein anderes, neues
Leben entstanden war, aber
das waren nur lästige
Nebenprodukte unserer
Träume. Unsere Haare waren
unser Ticket, unsere
Verbindung in eine andere
Welt.

Das alles muss man

wissen, um zu verstehen, was es für mich bedeutete, als Marion Minzer zu mir sagte, sie könne sich nicht vorstellen, einen Freund mit langen Haaren zu haben.

Noch am selben Nachmittag schnitt ich mir die Haare ab, um Marion am Abend auf ihrer Geburtstagsparty zu

überraschen. Ihr auf diese
subtile Weise eine Art
Antrag zu machen.

Woraufhin sie auch sagte:
«Coole Frisur!», aber dann
doch, noch auf derselben
Party, eine Beziehung mit
Bernd Kohlmeier anfang, der
natürlich Haare bis zu den

Hüften hatte.

Was nun habe ich daraus gelernt?

Nichts! Ich habe absolut nichts daraus gelernt! Das war wirklich mal ein Erlebnis komplett für den Schweineeimer. Kurze Zeit später begann der Haarausfall. Hätte ich die

Haare wieder lang wachsen
lassen, hätte mein
Kopfschmuck dünn und
unvorteilhaft ausgesehen. Ich
hatte nie mehr eine Chance
auf lange Haare,
Headbanging und echte
Dreadlocks.

Nur ein Gutes ließ sich

dieser Erfahrung
abgewinnen: Neulich
begegnete ich Marion wieder,
und nach fast dreißig Jahren
konnte ich ihr endlich
vorwerfen, dass sie mir
damals ein bisschen die
Jugend versaut hat.

Woraufhin sie mir wegen
anderer Sachen aus unserer

Jugend Vorwürfe gemacht
hat. Beispielsweise, dass ich
sie nicht vor diesem Idioten
Bernd Kohlmeyer gewarnt
hätte. Einen ganzen Abend
lang haben wir uns
beschimpft wegen unserer in
vielerlei Hinsicht
suboptimalen Jugend. Wir

haben dabei viel gelacht und auch geweint, also vor Lachen, und manchmal auch nicht.

Eventuell ist dies das Schönste, was ein Freund oder eine Freundin für einen tun kann. Einen Abend lang schuld sein an so ziemlich allem, was einem irgendwann

mal in der Jugend an
irgendwie Blödem
widerfahren ist. Ein
kostbares Geschenk.

Der Held des Umzugs

Am Ende ist Peter dann doch umgezogen. Das ständige Dielenabschleifen ging ihm nach einiger Zeit auf die Nerven, und als sich ihm die Gelegenheit bot, in eine Genossenschaftswohnung zu

ziehen, hat er zugeschlagen.

Von der Lage, der Miete und der Wohnung her ist Peter mit seinem neuen Domizil außerordentlich zufrieden. Nur in puncto Quadratmeter hat er doch einiges verloren. Dieser Umstand, also dass er von einer ziemlich geräumigen in

eine eher kleine Wohnung zog, machte den Umzug zu einem logistischen Großprojekt. Und wie ein solches war er auch geplant. Soll heißen, mit ebenjener beeindruckenden Präzision und Umsicht, mit der Großprojekte in Berlin nun

mal traditionell
durchgezogen werden.

Ich bin schon lange nicht
mehr als Helfer beim Umzug
eines Freundes dabei
gewesen. Aber ich glaube, es
ist nicht vermessen, bei
dieser Gelegenheit ein
allgemeingültiges Axiom
aufzustellen. Wenn ein

Umzug mit folgenden
Worten des Umziehenden
beginnt: «Oh, da seid ihr ja
schon, ich bin leider noch
nicht ganz fertig geworden»
– dann lauf! Lauf so schnell
du kannst! Drehe dich nicht
um, und singe laut ein
fröhliches Lied, damit dich

eventuelles

Überredungsgeschrei oder
Geschimpfe nicht mehr
bremsen kann. Lauf einfach!
Immer weiter!! Lauf!!!

Das Grauen des langen
Tages und der langen Nacht,
die ein solch komplett
unvorbereiteter Umzug
heraufbeschwört, ist keine

Freundschaft wert. Erst recht,
wenn man vom ersten
Moment an sieht, dass noch
gar nichts aussortiert wurde.
All die Möbel der großen
alten Wohnung also
keinesfalls in die kleine neue
reinpassen werden. Die
richtig große Katastrophe

mithin ganz zum Schluss kommen wird, weil da dann jeder Umzugshelfer noch irgendwelche Möbel des Umziehenden mit zu sich nach Hause nehmen muss.

Doch leider bin ich extrem lauffaul und eine treue Seele. Da ich gleichzeitig das Entsetzen, die Mutlosigkeit

und die tiefe Müdigkeit in den Gesichtern der anderen Helfer sah, beschloss ich, mich nicht feige aus der Verantwortung zu stehlen, sondern eine bessere, erwachsenere Lösung für unser Problem zu suchen. Es brauchte nur ein Signal, eine

starke, symbolische Aktion,
die alle mitriss. Daher sagte
ich betont energiegeladen:
«Na, dann wollen wir mal!»,
und um bei allen anderen
auch das Feuer meines
Tatendrangs zu entfachen,
marschierte ich direkt zur
größten Aufgabe eines jeden
Umzugs, dem Symbol

schlechthin, und verkündete:
«Also ich kümmere mich
dann mal um die
Waschmaschine!»

Was für ein Coup. Damit
hatte niemand gerechnet. Ich
bin normalerweise wahrlich
nicht der Typ
«Waschmaschine» bei

Umzügen. Ich bin eher so der
Typ «Pflanzen» und
vielleicht noch «Nicht so
schwere, aber dafür sperrige
Gegenstände», im Grunde
aber doch am meisten der
Typ «Ich geh dann mal vor
und halte die Türen auf».
Muss ja auch einer machen.
Wenn also jemand wie ich

direkt auf die
Waschmaschine zugeht, dann
motiviert das alle, reißt sie
mit, versetzt sie in einen
regelrechten Umzugsrausch.
So auch hier. Plötzlich füllte
jeder Kartons, baute Regale
auseinander oder wickelte
Geschirr in Zeitungen. Totale

Aufbruchstimmung.

Dermaßenener Aufbruch, dass
ich fast schon wieder ein
schlechtes Gewissen hatte,
als ich nach einem kurzen
Zerren an der

Waschmaschine wie geplant
zusammensank und einen
eingeklemmten Nerv
simulierte.

Mein Plan war so einfach wie genial. Ich konnte die Freundschaft bewahren und mich trotzdem in Sicherheit bringen. Mit einem eingeklemmten Nerv rennt man eben nicht feige vor einem Umzug davon. Damit kann man erhobenen Hauptes

gehen. Also im übertragenen Sinne. Tatsächlich geht man natürlich gebeugt, wacklig und ziemlich langsam. Klar, sonst würde der Schwindel ja aufliegen. Ich habe allerdings schnell gemerkt, dass mir gebeugtes, wackliges Gehen nicht mal schwerfiel. Im Gegenteil,

sogar authentisch weinen
konnte ich ohne größere
Anstrengung. Denn das war
wohl der einzige
Schwachpunkt meines
ansonsten brillanten
Schachzugs: dass ich
wirklich an dieser
Waschmaschine

rumgewuchtet habe, ohne mich warm zu machen. Jetzt war nicht nur ein Nerv eingeklemmt. Der ganze Rücken war durch. Komplett durch. Zumindest fühlte es sich so an. Und obwohl mein Rücken im Arsch war (im übertragenen Sinne natürlich, wobei, so wie es sich

anfühlte, vielleicht auch
tatsächlich anatomisch,
geschmerzt hat in jedem Fall
alles vom Steiß bis zu den
Ohrläppchen), hat mir das
Ganze niemand geglaubt. Im
Gegenteil, Peter war richtig
sauer. Zumal sich alle
anderen, als sie meine

scheinbar raffinierte Taktik
sahen, plötzlich auch
irgendwelche Nerven
eingeklemmt oder Muskeln
gezerrt haben.

Doch das alles wäre nicht
mal so schlimm gewesen.
Wirklich bitter wurde es in
dem Moment, als mir Peter,
während ich jammernd,

weinend, leidend mit
kaputtem Rücken missachtet
auf den kalten, harten Fliesen
seines Badezimmers lag,
mitteilte: «Ach, weißte, die
Waschmaschine bleibt
eigentlich hier in der
Wohnung, die übernimmt der
Nachmieter. Du warst nur

grad so schön in Schwung, da
wollte ich dich nicht
bremsen.» Erst diese
Information entließ mich in
die Welt des Schmerzes mit
der Wucht des Sinnlosen, die
jede Aussicht auf Trost und
Linderung dahinschmelzen
lässt wie einen Eiswürfel
unter einer Herrenachsel im

Sommer.

Mein Taxifahrer erklärt

Sitze im Taxi auf dem Weg zum Bahnhof. Bemühe mich, eine SMS zu schreiben, kann mich aber nicht gut konzentrieren, denn mein Taxifahrer spricht die ganze Zeit. Allerdings nicht mit

mir. Auch nicht in die Freisprechanlage seines Telefons. Nein, er spricht mit anderen Verkehrsteilnehmern draußen auf der Straße.

Autofahrern, Fahrradfahrern, Fußgängern, wer immer ihm in die Quere kommt, er spricht mit allen. Die anderen Verkehrsteilnehmer können

ihn allerdings gar nicht
hören, da er nicht einmal das
Fenster offen hat. Der
Einzigste, der ihn hören kann,
bin ich. Das ist sehr schade.
Einmal natürlich für mich,
aber auch für die anderen,
denn mein Taxifahrer hat
doch manch anregende

Anmerkung, Beurteilung
oder Korrekturvorschläge zu
ihrem Verkehrsverhalten.

Glücklicherweise jedoch
ist nicht alles verloren
gegangen. Ein bisschen was
habe ich statt meiner SMS
mitschreiben können,
weshalb ich nun doch ein
paar der Grußbotschaften

meines Taxifahrers
weitervermitteln möchte.
Also: Nach Einschätzung
meines Taxifahrers möge der
Fahrer des grünen
Mitsubishis mit dem
Kennzeichen B-WT-8732
doch einmal überprüfen, ob
er seinen Führerschein nicht

vielleicht auf dem Rummel
gewonnen habe. Denn falls er
je einen Fahrlehrer gehabt
habe, müsse man den jetzt
eigentlich wegen Beihilfe
drankriegen. Die Fahrerin des
weißen Golfs B-CZ-4627
möchte mein Taxifahrer
hingegen nur kurz davon
unterrichten, dass sie ihren

Blinker nicht nur zum
Nasebohren habe,
wohingegen er zum
Kennzeichen OHV-ZI-217
anmerkt: «OHV – Opa holt
Vieh, und so fährt er auch.»
Einen anderen sehr schnell
fahrenden OHVer
kommentiert er übrigens mit:

«OHV – Ohne Hirn und Verstand» und erläutert: «Ein Kennzeichen: viele unterschiedliche Probleme.»

Den Fahrradfahrer mit blauer Wolfskin-Jacke würde mein Taxifahrer gern darüber aufklären, dass eine rote Ampel nicht nur ein Vorschlag ist, und ihm raten,

das nächste Mal im
Fahrradladen doch zu fragen,
ob es seinen Helm nicht
vielleicht auch mit Hirn
gebe. Das wäre für ihn
sicherlich eine tolle, neue,
wenn auch ungewohnte
Erfahrung. Den Fahrer des
blassgelben Corsas

LOS-VV-724 hingegen lässt er wissen, «dass die S-Bahn wieder fährt. Es gibt keinen Grund mehr für LOSer, mit dem Auto in die Stadt zu kommen! Man hat ihnen extra Regional- und S-Bahn gebaut, damit sie hier nicht mit dem Auto fahren müssen!! Damit ist allen

geholffen!!!» Des Weiteren merkt er an: «LOS – Leider ohne Stadtkenntnis!» oder auch, wem das besser gefalle: «LOS – Land ohne Sonne». Dann lacht mein Taxifahrer das einzige Mal, warum auch immer. Weitere Kennzeichenkürzel, die er

mir übersetzt, waren
übrigens: «BAR – Blinde auf
Rundfahrt», «MOL – Meiden
oder Leiden» und «TF –
Tieffliegende Fische».

Abschließend möchte mein
Taxifahrer noch der Fahrerin
des roten Golfs B-TR-4563
mitteilen, dass Privatwagen
auf dem Taxihalteplatz vor

dem Bahnhof nichts zu
suchen haben, meinem
Fünfzig-Euro-Schein erklärt
er, das hier sei ein Taxi und
kein Wechselbüro, versichert
mir persönlich aber, ich sei
ein recht angenehmer
Fahrgast. Viele Fahrgäste
würden ja mittlerweile die

ganze Fahrt über
telefonieren. Dieses ständige
Gequatsche gehe ihm schon
gehörig auf die Nerven.

Warum Menschen nicht mal
ein paar Minuten einfach die
Klappe halten könnten, werde
er persönlich nie verstehen.

Tür auf

Mittwochmorgen. Stehe am Eingang von Karstadt am Hermannplatz und halte die Tür auf. Seit mittlerweile bestimmt schon zwei Minuten. Eigentlich hatte ich ja nur einer jungen Frau mit Kinderwagen die Tür

aufgehalten, aber dann war
direkt hinter ihr ein älterer
Herr, gefolgt von ein paar
Kindern, kurz darauf kamen
schon wieder Frauen aus der
anderen Richtung und von
vorn jemand mit Gehhilfe ...
Bislang hat sich einfach noch
keine Möglichkeit ergeben,
die Tür elegant wieder

zufallen zu lassen. Nun
kommt auch noch ein
Rollator ...

Jemand lächelt, geht durch
die Tür und drückt mir 20
Cent in die Hand. Immerhin.
Wenn ich alle drei Minuten
20 Cent bekäme, wären das
am Ende des Geschäftstags

rund 36 Euro, im Monat 972
Euro und im Jahr 11664
Euro. Das kann ich
problemlos ausrechnen, denn
wenn man nichts anderes
macht, als nur die Tür
aufzuhalten, hat man ja Zeit.
Da kann man mal schön das
ein oder andere
durchrechnen. Diese 55

Milliarden beispielsweise,
um die sich die Bad Bank der
Hypo Real Estate da kürzlich
verrechnet hat,
wahrscheinlich wäre das
nicht passiert, wenn die sich
zwischen drin mal ein
bisschen hingestellt und die
Tür aufgehalten hätten. Aber

wer macht so was heute
schon noch. Also außer mir.

11664 Euro! Reingewinn!

Die verkaufsoffenen
Sonntage sind da noch nicht
mal mit eingerechnet.

Hübsche Summe. Könnte
sich ohne weiteres sehen
lassen. Erst recht gemessen
an den Zahlen, die der

Karstadt-Konzern in den
letzten Jahren so
vorzuweisen hatte. Da wäre
ich in der
Unternehmensbilanz
ziemlich weit vorne – aber
hallo! Unternehmensberater
würden dann wahrscheinlich
dazu raten, den Konzern zu

zerschlagen. Also diese
verlustreiche Sparte
Kaufhaus mit
Sachenverkaufen und diesem
ganzen Kram abzuwickeln
und nur noch das
gewinnträchtige Türaufhalten
beizubehalten. Ballast
abwerfen. Energien bündeln.
So denken Gewinner!

Obwohl, irgendwann muss man sich dann natürlich auch das Türaufhalten mal genauer anschauen. Ob man da nicht auch Abläufe optimieren könnte, Kosten reduzieren, Gewinn maximieren. Denn Gewinn muss ja sein. Sonst werden Investoren schnell

missmutig oder Aktionäre
unruhig. Ohne Gewinn keine
Dividende. Und dann werden
die Märkte nervös, verlieren
Vertrauen, und
hast nicht gesehen, wie
schnell das dann geht mit
dem Auf-Grund-Laufen!

Die Märkte muss man
immer beruhigen, die dürfen

auf gar keinen Fall nervös
werden, sich nicht aufregen.
Das ist quasi wie mit
Schlaganfallpatienten. Also
wird über kurz oder lang
auch das Türaufhalten
optimiert. Und was kann man
da schon groß anderes
machen, als Personalkosten

zu reduzieren. Das bin ja
dann wohl ich.

Wahrscheinlich ersetzt man
mich durch einen Türstopper.
Oder durch einen großen
Stein. Ist ja auch
verständlich. Vielleicht
nehmen sie wenigstens einen
Stein von hier. Andererseits
machen osteuropäische

Steine das Türaufhalten
wahrscheinlich für die
Hälfte, von asiatischen
Steinen ganz zu schweigen.
Jetzt stehe ich bestimmt
schon seit sechs Minuten hier
und halte die Tür auf. Die
letzten zwei Minuten ist aber
gar keiner mehr

durchgegangen. Na
wunderbar! Da mach ich mir
die Arbeit, und dann geht
keiner durch. Frechheit! Da
könnte ich sie eigentlich auch
zufallen lassen, die Tür. Aber
was mache ich dann? Fürchte
mich vor der Leere, die
entstehen würde. Ich meine,
ich mache das jetzt schon so

lange mit dem Türaufhalten.
Hab ich überhaupt noch die
Kraft, die Lust, etwas Neues
anzufangen? Wer will mich
denn noch? Mich, einen
alten, abgestandenen
Türaufhalter? Was waren
meine Träume vor dem
Türaufhalten? Was meine

Ziele? Wollte ich in das
Kaufhaus rein- oder
rausgehen? Wollte ich etwas
kaufen? Wozu? Fehlt mir
denn was?

Atme tief durch und fasse
einen Entschluss. Es ist an
der Zeit, loszulassen. Ja, ich
sollte die Tür wieder
loslassen. Frei sein. Einfach

loslassen und beide Hände
wieder frei haben. Ja.

Freiheit. Spüre den Wind in
meinen Haaren! Die Energie
in mir aufsteigen! Die
Möglichkeiten leuchten!
Einfach loslassen und frei
sein! Jetzt! Jaaa!!!

Oh, nun kommt aber doch

noch mal jemand, der will,
glaube ich, tatsächlich durch
die Tür. Na, dem kann ich sie
schon noch aufhalten. Auf
den Moment kommt es auch
nicht mehr an. Ich weiß ja
jetzt, dass ich die Tür
loslassen könnte. Darum
geht's ja. Es ist meine
Entscheidung. Und das mit

diesem Freisein, das läuft
einem nun auch nicht weg.

Ich war der Kürbis

Die Landesschau Rheinland-Pfalz ist eine dieser bunten Regionalsendungen im dritten Programm, in denen es zum Beispiel Berichte über ein Dorf gibt, das den größten Apfelstrudel der Westpfalz gebacken hat.

Oder über einen Poeten im
Körper eines
Streifenpolizisten, der in
Kaiserslautern jeden
Strafzettel mit einem
kleinen, selbst geschriebenen
Gedicht etwas auflockert:
«Hier esch emma Parkverbot,
/ drum musste zahle, du
Idiot!»»

Im Beitrag über den
Knöllchendichter trat
übrigens noch ein lachender
Autofahrer auf, der
behauptete, mit so einem
lustigen kleinen Vers zahle er
die Strafgebühr doch gleich
viel lieber. Der Bericht
endete sogar mit dem Fazit,

wie schön es doch wäre,
wenn das Schule machen
würde und man überall ein
kleines, selbst geschriebenes
Gedicht mit dem Strafzettel
bekäme. Ich persönlich bin
da skeptisch.

Dann kommen auch immer
wieder Berichte über
Hobbygärtner, die einen

wirklich gigantischen
Riesenkürbis geerntet haben.
Aber leider ist es gerade
Ende November, die
Erntezeit längst vorbei. Es
gibt keine Kürbisse mehr,
und deshalb lädt man dann
gerne Leute wie mich ein. Ich
bin sozusagen das, was

normalerweise der
Riesenkürbis in dieser
Sendung ist.

Die Aufnahmeleiterin
drückt mir einen Zettel in die
Hand mit den drei Fragen,
die mir der Moderator
wahrscheinlich gleich stellen
wird: «Was gefällt Ihnen an
Rheinland-Pfalz am

besten?», «Kommt in Ihrem Programm auch Rheinland-Pfalz vor?» und «Was war Ihr lustigstes Erlebnis in Rheinland-Pfalz?».

Starre auf den Zettel und bemerke, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben allein vom Durchlesen dreier

Fragen ohnmächtig werde.

Als ich wieder zu mir

komme, sitze ich bereits im

Studio vor laufender Kamera

und höre den Moderator

fragen:

– Was gefällt Ihnen an

Rheinland-Pfalz am besten?

Versuche, sofort wieder

ohnmächtig zu werden, aber

mein Körper weigert sich.

Warum auch immer.

Stattdessen höre ich mich
sagen:

– Orange.

Der Moderator ist irritiert.

– Was?

– Na, Orange, also die

Farbe Orange. Die gefällt mir

eigentlich am besten an
Rheinland-Pfalz. Alles, was
hier orange ist, finde ich
irgendwie super.

– Ach.

– Ja, in anderen

Bundesländern, also in
Mecklenburg-Vorpommern
zum Beispiel, da finde ich
alles Blaue toll. Weiß auch

nicht, wieso. Aber in
Rheinland-Pfalz, da mag ich
Orange am meisten.

– Ah, ja, na das ist ja ...
wirklich ... spannend ... und
sonst?

– Neun.

– Was?

– Die Zahl neun finde ich

auch super an Rheinland-
Pfalz. Also alles, wo eine
Neun drin ist, das mag ich.
Wenn beispielsweise etwas
im Restaurant neun Euro
kostet, dann fühl ich mich
sehr wohl.

– Soso.

Sehe, wie jetzt der
Moderator ohnmächtig wird.

Als er wieder zu sich kommt,
starren wir uns circa dreißig
Sekunden wortlos an. Dann
bricht die Aufnahmeleitung
die Aufzeichnung ab. Zur
Strafe schickt man mich in
die Service-Ecke des Studios.
Hier muss ich mit der
Starköchin der Landesschau

verschiedene

Weihnachtsplätzchen

probieren, die

Zuschauerinnen eingeschickt

haben, und sagen, wie sie

schmecken. Die Starköchin

ist wirklich nett. Nach den

ersten Plätzchen fragt sie

mich:

– Und wie finden Sie den

Zimtstern?

Weil sie so nett ist, will ich ihr eine Freude machen und sage:

– Oh, ich finde, der schmeckt ein bisschen wie Pirmasens.

– Wie meinen Sie?

– Na, wie Pirmasens, also

irgendwie.

– Ach, und die anderen?

– Die Zitronenplätzchen
schmecken für mich nach
Worms, während die
Schokotaler, die haben so
einen feinen Hauch Speyer.

Ich möchte gerade noch
was zu den Makronen sagen,
die sehr nach Bad Kreuznach

duften, da heißt es auf einmal, alles sei fertig aufgenommen. Ich werde aus dem Studio geschoben. Man bedankt sich, ich sei ein ganz toller Gast gewesen.

Als ich abends im Hotel die Wiederholung der Sendung sehe, muss ich

feststellen, dass man mich
rausgeschnitten hat.

Stattdessen wird eine
Aufzeichnung vom letzten
Jahr gezeigt, wie jemand in
Landau noch im November
einen Riesenkürbis geerntet
hat. 25,8 Kilo. Wahnsinn!

Aber als die Starköchin
später die

Weihnachtsleckereien testet,
sagt sie plötzlich bei einem
zarten Buttertrüffel, der
schmecke für sie beinahe wie
Mainz. Dabei hat sie sehr
nett gelacht. Ich wusste
sofort, was sie meint.

Der gütige Siegfried

Philipp und Jana haben drei Kinder. Das ist einerseits praktisch, weil man so dem Ältesten, also Konrad, mit seinen neun Jahren schon mal Verantwortung für die anderen beiden übertragen kann. Andererseits gilt aber

auch und gerade für

Neunjährige der Satz

Abraham Lincolns: «Willst

du den wahren Charakter

eines Menschen erkennen, so

gib ihm Macht.»

Alles begann, als Jana und

Philipp im letzten Jahr

beschlossen, Konrad sei nun

alt genug, um die Wahrheit

über den Weihnachtsmann zu erfahren. Ihr Sohn durchschritt daraufhin in großer Geschwindigkeit die drei üblichen Stadien der Desillusionierung.

1.) Fassungslosigkeit:

«Warum? Warum sagt ihr so was? Ist es, weil ich mein

Zimmer nicht aufgeräumt
habe? Habt ihr zur Strafe den
Weihnachtsmann
weggeekelt? Welchen Sinn
hat das hier jetzt überhaupt
noch alles?»

2.) Wiedererlangen der
Fassung und erstaunlicher
Realismus: «Also gut, wie
viele Menschen wissen

bereits Bescheid? Also von
der Nichtexistenz des
Weihnachtsmannes? Werden
die dich halten? Wie können
wir angesichts dieser
Situation eine Panik
vermeiden?»

3.) Blanker Zynismus und
Misanthropie. Die Erklärung

tiefen Abscheus vor der
Verlogenheit der Welt und
der Menschheit an sich,
endend in aufrichtiger
moralischer Entrüstung: «Ich
werde am diesjährigen
Weihnachtsfest nicht
teilnehmen. Auch nicht an
etwaigen Weihnachtsfesten
der nächsten Jahre. Ich bin

nicht bereit, mich
mitschuldig zu machen an
diesem verlogenen und
würdelosen Schauspiel. Ich
fordere ehrliche Weihnachten
in unserer Familie. Ohne
Baum, ohne Kugeln, ohne
Kerzen, ohne doofes Gesinge
und vor allem ohne die

Weihnachtsmannlüge.

Weihnachten soll sich wieder ganz auf seinen eigentlichen, ursprünglichen, tieferen Sinn beschränken. Also nur auf die Geschenke!»

Diese tief
fundamentalistische Haltung
zum Weihnachtsfest
bewahrte sich Konrad genau

zwei Tage lang. Dann begriff er das wahre Potenzial der neuen Information. Dadurch, dass er jetzt etwas wusste, was seine jüngeren Geschwister eben noch nicht erfahren sollten, war er plötzlich im Besitz von Herrschaftswissen.

Vier Tage später bemerkte
Jana, die Mutter, wie
Konrads jüngere
Geschwister, Clara und
Michel, kleine Netze
bastelten. Der gütige
Siegfried, klärten sie die
Mutter auf, Sorge sich doch
im Winter um die

hiergebliebenen Vögel.

Deshalb hänge man in der Nacht zum 25. November solche Siegfriednetze vor die Tür, die der gütige Siegfried dann mit Vogelfutter und zur Belohnung für die Kinder auch mit vielen Süßigkeiten fülle. Konrad habe ihnen vom gütigen Siegfried erzählt.

Gott sei Dank gerade noch rechtzeitig, denn in zwei Tagen sei es ja schon so weit.

Als Jana Konrad zur Rede stellte, erklärte dieser, wenn er schon gezwungen werde, die schwer erträgliche Weihnachtsmannlüge mitzutragen, dann wolle er

dafür aber wenigstens etwas
für die armen Vögel tun. Das
mit dem gütigen Siegfried
und den Süßigkeiten sei nur
zur Motivation für die
jüngeren Geschwister. Damit
sie keinen Verdacht
schöpfen, werde aber auch er
ein großes Siegfriednetz
draußen an die Tür hängen.

Seine Eltern waren zwar ein wenig irritiert, aber immerhin steckte ein redlicher Gedanke dahinter, das Wohl der Vögel.

Außerdem regte das Basteln die Kreativität der jüngeren Geschwister an. Daher beschlossen sie, beim Tag

des gütigen Siegfried
mitzumachen, und waren
eigentlich auch ein wenig
stolz auf Konrad und seine
Idee. Philipp, der Vater,
bastelte mit den Kindern
sogar noch ein richtiges
Vogelhäuschen für den
Innenhof, wodurch der Tag
des gütigen Siegfrieds ein

echtes Familienfest wurde.

Es dauerte nicht lange,
dann standen drei selbst
gebastelte Schalen vor der
Tür. Es gehe diesmal um die
freundliche Huberta, meinten
die Kinder. Die freundliche
Huberta, die diese Schalen
mit Nüssen für die Waldtiere

und Süßigkeiten für die
Kinder fülle.

Auf Nachfrage erklärte
Konrad seinen Eltern, sie
müssten nichts im Namen der
freundlichen Huberta in die
Schalen legen. Er fürchte nur,
seine jüngeren Geschwister
wären dann sehr enttäuscht.
Womöglich verlören sie dann

auch den Glauben an
Nikolaus und den
Weihnachtsmann, erst recht,
wenn jemandem
unabsichtlich eine
Bemerkung rausrutschen
würde.

In der Folge fanden Jana
und Philipp alle drei bis vier

Tage irgendwelche
Behältnisse vor ihrer Tür:
Strümpfe für den frierenden
Gottlieb, Tassen für die
schlürfende Johanna, Mützen
für den geföhnten Frederick,
Töpfe für die kochende Helga
und Wannen für den
stinkenden Günter, der, wenn
die Kinder schlafen, in der

Wanne ein Bad nimmt, alles
wieder perfekt reinigt,
trocknet und zum Dank jede
Menge Süßigkeiten
hinterlässt.

Zudem hatte Konrad längst
allen Schulfreunden mit
jüngeren Geschwistern von
seinem Geschäftsmodell

erzählt, weshalb auch sie mit großer Freude diese Tage begingen und eigene Ideen einbrachten. Etwa den Tag der tauben Jutta, zu dem man ein jüngeres Geschwister die Nacht über rausstellen sollte, damit es der tauben Jutta, die nur in dieser Nacht hören könne, ein Lied vorsinge.

Was aber verworfen wurde,
da man fürchtete, wenn keine
taube Jutta auftauche,
könnten die enttäuschten
Geschwister Verdacht
schöpfen.

Sonst aber lief es gut für
Konrad und seine Freunde.
Man blieb nicht unbemerkt.

Als Erstes meldete sich ein
Blumenhändler und fragte,
ob man nicht einen Tag
einführen könne, an dem ein
nicht zu kleiner
Blumenstrauß den
Süßigkeiten beigelegt werden
müsse. Den Tag der
blühenden Ursula zum
Beispiel. Es folgten Anfragen

von Bäckern nach dem Tag
des Zuckergusspaul,
Kioskbesitzer verlangten den
Tag des qualmenden Georg,
und Klempner schlugen den
Tag des singenden Pömpels
vor. Sogar ein Staatssekretär
aus dem Finanzministerium
soll angefragt haben, ob man

nicht auch einen Tag
erdenken könne, an dem man
den Süßigkeiten griechische
Staatsanleihen beilegen
müsse.

Am Ende wurden die
vielen besonderen Tage den
Kindern aber doch zu
stressig. Konrad einigte sich
schließlich mit seinen Eltern

darauf, dass es den
Weihnachtsmann doch gebe,
und verzichtete auf fast alle
anderen Schutz- und
Konsumheiligen. Nur den
Tag des gütigen Siegfrieds
anstelle von Halloween und
den Tag des singenden
Pömpels statt des

Valentinstages, die behielten
sie bei.

[zur Inhaltsübersicht]

GRANDEZZA

Vorsicht ist besser als Komfort

Ich habe eine elektrische
Zahnbürste zu Weihnachten
geschenkt bekommen.

Vorher habe ich noch nie
eine elektrische Zahnbürste
benutzt. Ich persönlich hätte
wohl auch nie die Idee

gehabt, elektrische

Zahnbürsten zu erfinden. Mir schien es noch nie besonders anstrengend, weder für Hand noch Handgelenk, die Zähne zu putzen. Meiner Meinung nach ist das überhaupt keine schwere Arbeit, die einem eine Maschine abnehmen muss. Den Müll runtertragen

finde ich deutlich schwerer.
Falls mal jemand einen
elektrischen Mülleimer
erfinden würde, der
selbständig in den Hof
runtergeht und sich ausleert —
das wäre durchaus eine echte
Erleichterung. Oder noch
besser: Dieser Mülleimer

läuft gleich bis zur Deponie.
Dann könnte er auch
Batterien oder
Energiesparlampen
mitnehmen und auf dem
Rückweg Zeitung und
Brötchen besorgen. Warum
bekomme ich nie so was
geschenkt?

Wobei, wahrscheinlich

wäre es mir auch gar nicht
recht, wenn der Mülleimer
die Brötchen mitbringen
würde. Wäre ja doch eher
unappetitlich. Es sei denn,
man entwickelt einen
vollkommen reinlichen
Mülleimer. Einen, der sich
selbständig sauber macht und

hygienisch einfach tipptopp
verhält.

Das wäre in der Tat
großartig, denn dann könnte
der ja auch einkaufen gehen.
Und wenn er außerdem noch
das zusätzliche Board im
Badezimmer anschrauben
würde, das wir jetzt plötzlich
brauchen, damit ich da meine

völlig unnütze neue
elektrische Zahnbürste
hinstellen kann, dann würde
ich sagen: Endlich mal ein
neues Gerät, das auch mein
Leben ohne Frage erheblich
verbessert.

Andererseits, wenn es das
wirklich gäbe, also laufende

Mülleimer, die sich
selbständig runterbringen
und leeren, sich sauber
halten, waschen und pflegen,
Einkäufe erledigen und
kleinere Handwerksarbeiten
in der Wohnung übernehmen,
welche Frau würde dann
überhaupt noch mit einem
Mann zusammenleben

wollen und warum?

Vermutlich ist dies der einzige Grund, weshalb solche Mülleimer noch nicht erfunden wurden. Weil die Männer sonst in unserer Gesellschaft massiv an Bedeutung verlieren würden. Wahrscheinlich ist das auch

der Grund, weshalb noch
niemand ein Gerät erfunden
hat, das nachts schnarcht und
tagsüber ohne System
getragene Socken und
sonstige Wäsche über den
Fußboden der Wohnung
verteilt.

Das ist nämlich immer die
größte Gefahr von jedwedem

technologischen Fortschritt.

Wenn man nicht aufpasst,
kann man sich da schnell
selbst überflüssig machen.

Dann heißt es plötzlich: «Wir
brauchen hier niemanden
mehr, der behauptet, er
würde arbeiten, und dabei
langsam wegdöst. Da haben

wir jetzt eine Maschine für!»

Sortimentsmarmelade

Ganz hinten im Kühlschrank,
also hinter den

Brotaufstrichdosen, den
aktiven Marmeladengläsern
und den

Sortimentsmarmeladengläsern

liegt eine drittel volle Tube

Senf. Die gehört da nicht hin,

die drittel volle Tube Senf.

Das weiß sie selbst eigentlich auch. Aber was nützt ihr das?

Sie ist runtergefallen. Hinter die

Sortimentsmarmeladengläser.

Das ist das Ende. Wer hinter die

Sortimentsmarmeladengläser fällt, der ist quasi verloren.

Für immer verschollen. Es
gibt wohl nichts, was drittel
volle Senftuben so sehr
fürchten, wie hinter die
Sortimentsmarmeladengläser
zu fallen. Denn die
Sortimentsmarmeladengläser
sind stumme Zeugen völlig
verfehlter Haushalts- und

Einkaufsplanung. Der
Fehlkäufe, der Experimente,
der Weil-das-irgendwie-so-
lustig-klang-Versuche. Wie
beispielsweise «bittere
Ingwer-Rosen-Orangen-
Marmelade, nach einem
althergebrachten,
traditionellen Rezept aus
Großmutters Zeiten». So

steht es auf dem Etikett. Wo
man sich selbst fragt: Wie,
bitte schön, konnte man
darauf reinfallen? Ein
traditionelles Rezept aus
Großmutters Zeiten? Als ob
es zu Großmutters Zeiten
schon bittere Ingwer-Rosen-
Orangen-Marmelade gegeben

hätte. Woher soll dieses
Rezept sein? Wessen
Großmutter hat denn bitte
solche Marmelade gemacht?

Genauso gut könnte ein
Internetdienstleister werben
mit «traditionelles
Webdesign seit 1885».

Wobei man im Internet
natürlich mittlerweile

grundsätzlich misstrauisch
ist. Bei allem. Man würde da
wahrscheinlich denken:

Woher wissen die, dass ich
traditionelles Webdesign von
1885 mag? Woher haben die
meine Daten? Diese

Schweine! Da würde solch
eine Werbung womöglich

nach hinten losgehen.

Aber im Supermarkt ist man noch gutgläubig. Da überblickt man das nicht so schnell. Man denkt erst mal: Ach guck, solche Marmelade hat meine Großmutter also früher immer gemacht. Damals, in ihrer Kindheit. Wusste ich gar nicht. Ich

weiß so wenig über meine
Großmutter. Da kauf ich
doch jetzt zumindest diese
Marmelade, damit ich mal so
einen Eindruck habe, wie das
Frühstück in der Kindheit
meiner Großmutter
eigentlich geschmeckt hat.
Um dann festzustellen: Nicht

gut! Das Frühstück meiner
Großmutter, also zumindest
die Marmelade, hat
offenkundig gar nicht gut
geschmeckt! Und dann
schreibt man dieser Firma,
dass das ja wohl Betrug sei.
Eine solche Marmelade habe
es zu Zeiten der eigenen
Großmutter bestimmt noch

nicht gegeben.

Die Firma aber schreibt
tatsächlich spitzfindig
zurück: «Ja, das stimmt
vielleicht. So eine
Marmelade hat es zu Zeiten
Ihrer Großmutter in
Deutschland womöglich
wirklich noch nicht gegeben.

Zu Zeiten heutiger
Großmütter jedoch gibt es sie
aber sehr wohl, und
«Großmutterzeiten» ist eben
ein relativer Begriff, da es
auch heute wieder neue
Großmütter gibt, die jetzt
ihre Zeiten erleben. Deshalb
kann man natürlich im
Prinzip auch bei Dingen, die

jetzt erfunden werden, ‹aus
Großmutter's Zeiten› sagen,
weil es ja zu allen, auch
heutigen Zeiten – eben
immer – Großmütter gibt.›»

Fraglos eine logisch-
analytische
Argumentationslinie, die
man einer

Fruchtmarmeladenfirma so
gar nicht zugetraut hätte.

Wobei man noch froh sein
muss, dass die nur mit
Marmeladen handeln und
nicht mit amerikanischen
Hypothesen oder
griechischen Staatsanleihen.
Denn jemandem, der so
argumentieren kann, würde

man vermutlich alles
abkaufen: «Guck mal hier,
Facebook-Aktien aus
Großmutter's Zeiten! Nach
traditionellem Rezept! Das
klingt ja lecker! Und
bewährt! Das nehmen wir
doch mal mit!»

Die

Sortimentsmarmeladengläser
bleiben übrigens für immer
im Kühlschrank. Nur einmal
geöffnet, für schlimm
befunden, wieder
zugeschraubt und ab ins
Sortiment. Wenn überhaupt,
kommen sie nur noch mal
dran, wenn groß aufgefahren
wird. Man ein gigantisches

Angeberfrühstück
veranstaltet und aller Welt
zeigen will, wie viele
Marmeladen man besitzt. Der
Marmeladenkrösus von
Berlin! Oder wenn nichts
mehr da ist. Die Reste der
Reste aktiviert werden.

Das Einzige, was für eine

Marmelade ähnlich schlimm
ist, wie eine

Sortimentsmarmelade im

Wartestand zu sein, ist: dem
aktiven Sortiment

anzugehören. Dann wird man
zwar auch niemals geöffnet
und gegessen, aber trotzdem
jedes Mal mit rausgestellt.

Bei jedem Frühstück,

Zwischendurchsnack oder
Abendessen muss man ran.
Jedes Mal neue Hoffnung,
die sich aber nie erfüllt. Ab
und zu wird man sogar mal in
die Hand genommen, aber
nur, um erschrocken und
ruckartig wieder
zurückgestellt zu werden.

Das ist mit das
Demütigendste, was es für
eine Marmelade gibt.

Natürlich sind die
Sortimentsmarmeladengläser
daher sehr verbittert.
Niemals würden sie
freiwillig den Blick freigeben
auf die drittel volle Tube
Senf. So sind sie. Selbst hier,

in dieser Geschichte, wo es doch eigentlich um die drittel volle Tube Senf gehen sollte, haben die

Sortimentsmarmeladengläser es wieder geschafft, dass nur über sie geredet wurde. Ja sogar die Überschrift gehört ihnen. Das ist fast wie in den

Fernsehtalkshows, wo quasi
auch immer nur die
Sortimentsmarmeladengläser
sitzen und über sich selbst
reden, während man von den
wahren Problemen der drittel
vollen Tuben Senf nie etwas
mitbekommt. Und darum,
wer also die Zeit hat, der
sollte doch einmal kurz

hinter die
Sortimentsmarmeladengläser
im Kühlschrank schauen, ob
da nicht eine kleine drittel
volle Tube Senf
verschüttgegangen ist. Die
würde sich vermutlich
aufrichtig freuen.

Alltägliche Verantwortung

Als ich am Morgen die
Haustür öffne, liegt eine
Leiche im Treppenhaus.

Denke: Oh, nee. Wenn ein
Tag schon so losgeht, hat
man ja gleich keine Lust
mehr. Würde man am

liebsten direkt zurück ins
Bett. Was das jetzt wieder für
ein Gerenne gibt. Mit der
Polizei und hin und her und
Verhör. Dann aufs Präsidium
und noch mal identifizieren,
und die Angehörigen wollen
sicher auch mit mir reden.
Wie ich ihn gefunden habe.
Ob er friedlich oder sogar

glücklich ausgesehen hat.

Wenn es blöd läuft, fehlt am
Ende auch noch was. Bargeld
oder so. Wahrscheinlich
werde ich dann verdächtigt.
Von der Polizei, den
Angehörigen oder,
schlimmer noch, vom
organisierten Verbrechen,

dem eigentlich das Geld
gehört und das sich jetzt an
mich hält. Das fehlte mir
noch.

Mache die Tür wieder zu.
Werde einfach ein paar
Minuten oder Stunden
warten, bis einer der
Nachbarn die Leiche findet.
Soll der sich gefälligst drum

kümmern. Wer die Leiche findet, dem gehört sie auch.

Die Freundin fragt, ob ich vom Brötchenholen schon wieder zurück sei.

– Nee, war gar nicht draußen. Ging nicht. Das Treppenhaus ist gesperrt, sozusagen.

Sie versteht nicht.

– Wie gesperrt? Wie lange denn?

– Schwer zu sagen.

Vielleicht nur zehn Minuten,
vielleicht eine Stunde,
eventuell können wir aber
auch den ganzen Vormittag
nicht raus.

Sie verdreht die Augen.

Gehe zurück zur

geschlossenen Tür, lausche

ins Treppenhaus. Die Tür

vom Nachbarn geht auf.

Drehe mich zur Freundin,

raune mit gedämpfter

Stimme:

– Gute Nachrichten, sieht

so aus, als ob die Sperrung in
ein paar Minuten schon
wieder aufgehoben wird.

Die Tür des Nachbarn fällt
ins Schloss. Ich warte. Nichts
passiert. Warte noch länger.
Nichts passiert. Warte ganz
lange. Nichts. Nichts. Nichts.
Verdammt, dieser Blödmann
hat keine Polizei gerufen. So

ein verantwortungsloser
Feigling! Sitzt jetzt
wahrscheinlich in seiner
Wohnung und wartet, bis
zufällig ein anderer die
Leiche findet. Was für ein
Drecksack. Na warte!

Rufe den Nachbarn an.

– Hallo, hier ist Horst.

Hey, ich weiß, dass du vorhin
die Tür zum Treppenhaus
auf- und dann wieder
zugemacht hast.

– Ja, und?

– Hast du da nichts
gesehen?

– Nein.

– Nein?

– Nein. Äh, warum denn?

– Du weißt genau, was du nicht gesehen hast. Ich sage mal: Falls – also nur falls – im Laufe des Tages hier im Treppenhaus zufällig eine Leiche gefunden wird und falls sich herausstellen sollte, dass diese Leiche da schon länger liegt, dann wird sich

die Polizei sicherlich dafür
interessieren, wer hier um
7.30 Uhr die Tür zum
Treppenhaus auf- und wieder
zugemacht hat. Ohne etwas
zu unternehmen. Da könnten
eine Menge unangenehmer
Fragen auf dich zukommen.

– Ach.

– Ja, ach!

– Ich habe aber gar nicht ins Treppenhaus geguckt.

– Was?

– Ich habe nur meine Wohnungstür geölt. Die hat so gequietscht. Da habe ich sie geölt. Von innen. Dann musste ich sie mal auf- und zumachen. Ohne dabei

allerdings ins Treppenhaus
zu gucken. Die Leiche, also
wenn da eine Leiche im
Treppenhaus liegen würde,
wovon ich aber nichts weiß,
da ich ja gar nicht ins
Treppenhaus geguckt habe,
habe ich also gar nicht
gesehen.

– Nicht einmal das

leuchtende Rot der Jacke ist dir aufgefallen?

– Da war kein Rot.

– Ha, jetzt hast du dich verraten. Woher weißt du, dass die Leiche keine rote Jacke hatte, wenn du sie gar nicht gesehen hast?

– Ich habe weder eine

Leiche noch eine rote Jacke
gesehen!

– Wo hast du das nicht
gesehen?

– Na, im Treppenhaus.

– Was hast du im
Treppenhaus nicht gesehen?

– Nichts. Ich habe
überhaupt gar nichts im
Treppenhaus gesehen.

– Nichts hast du im
Treppenhaus gesehen?

– Nein.

– Wie kannst du denn
«nichts» im Treppenhaus
gesehen haben, wenn du gar
nicht ins Treppenhaus
geguckt hast?

– Was? Weil ... weil ...

Sag mal, woher weißt du
eigentlich von dieser Leiche,
die wir ja wohl beide heute
Morgen im Treppenhaus
noch nicht gesehen haben?

Verdammt. Ich hätte ihn
fast gehabt. Entschließe mich
enttäuscht zum
Strategiewechsel.

– Na gut, vergessen wir

das. Wir haben beide heute
Morgen nichts gesehen. Was
machen wir jetzt?

– Weiterwarten, bis ein
anderer Nachbar die Leiche
findet. Dann hat der den
Ärger mit Polizei,
Angehörigen und
organisiertem Verbrechen.

– Ach, das kann ewig dauern, bis hier wieder einer die Tür aufmacht. Außerdem, wer garantiert uns denn, dass der oder die nicht auch einfach in der Wohnung bleibt und abwartet, bis noch mal ein anderer die Leiche, die wir beide nicht gesehen

haben, findet.

– Stimmt. Das traue ich denen ohne weiteres zu. Sich so feige aus der Verantwortung zu stehlen. Es ist traurig, aber man muss den Menschen das echt zutrauen. Schlimm.

– Wir könnten die Leiche, die wir beide nicht gesehen

haben, ins Vorderhaus ziehen. Da kommt häufiger mal einer vorbei.

– Zu gefährlich. Stell dir vor, wir werden erwischt.

– Na ja, wir müssten halt nur dafür sorgen, dass wir die Leiche beim Transport nach wie vor nicht sehen.

– Haha, sehr lustig.

– 'tschuldigung, wollte nur die Situation mal ein wenig auflockern.

– Man müsste der Maier einen Fahrradkurier oder den Blumenservice schicken. Dann würde der Bote die Leiche finden.

– Und was, wenn die Maier die Haustür nicht aufmacht?

– Stimmt, wirklich verzwickt, was können wir tun?

Es klingelt. Ich lege auf und sehe nach. Die Leiche steht vor der Tür und fragt, ob sie mal auf Toilette kann.

Frage den Mann, ob er nicht gerade noch tot war. Er meint: Ja, ja, aber das sei nur sein Job. Es gehe um eine neue Erhebung zur Qualität der Wohnlage. Unter anderem werde erforscht, in welchen Vierteln man als Leiche wie schnell gefunden werde. Ich ziehe die

Augenbraue hoch.

– Ach. Und was bedeutet das dann?

– Na ja, je eher man gefunden wird, desto besser ist das dann natürlich für die Wohnlage.

– Verstehe, das heißt, wenn Sie hier morgens sehr

früh im Treppenhaus
gefunden worden wären,
hätte das womöglich in
diesem Viertel bald zu
steigenden Mieten geführt?

– Hm, in Verbindung mit
anderen die Wohngegend
aufwertenden Kriterien
womöglich ja.

Lasse ihn auf die Toilette,

renne in die Küche, sage der Freundin, sie solle unserem leichenblassen Toilettengast beim Rausgehen ruhig noch vom häufigen nächtlichen Hundegebell in dieser Gegend erzählen und verabschiede mich dann zum Brötchenholen.

Denke: Es ist immer
wieder erstaunlich, wie oft
das definitiv falsche
Verhalten am Ende irgendwie
doch die beste Lösung ist.

Der «Ich-hör-gar-nicht-mehr-zu-Sack»

Bin in Paderborn vor einem heftigen Regenschauer in ein Café geflüchtet und lese dort jetzt in einer der ausliegenden Zeitschriften. Die Atmosphäre ist seltsam. Ein Mann rennt ständig quer

durch den Raum. Es gibt wohl nur eine freizugängliche Steckdose im Café, an der er den Akku seines Laptops aufladen kann. In dieser Ecke hat er aber wegen des dicken historischen Gemäuers kein Netz fürs Handy. Deshalb guckt er in der einen Ecke

ständig etwas am Computer
nach, rennt dann in eine
Caféregion mit
Handyempfang, um dort
etwas ins Taschentelefon zu
brüllen, bis er wieder zum
Laptop rennen muss, um hier
erneut auf den Bildschirm zu
schauen. Das schafft eine

ziemliche Unruhe in diesem eigentlich so beschaulichen Café.

Zwischendurch hat er schon versucht, das Handy einfach in der Ecke mit Empfang liegen zu lassen, auf Lautsprecher zu schalten und dann vom Laptop aus quer durchs Café zum Handy

rüberzubrüllen. Aber das hat ihm die Bedienung schnell verboten.

Mein Zeitschriftenartikel ist ähnlich verstörend. Dort beweist jemand haarklein und schlüssig, dass, wenn das Bevölkerungswachstum in den asiatischen Ländern so

anhält und in Europa weiter
so stagniert, in sechzig bis
siebzig Jahren quasi alle
unsere Kinder Chinesen sein
werden. Na ja. Abgesehen
davon, dass ich gar nicht
weiß, ob ich in sechzig
Jahren noch mal Kinder
bekommen möchte, und
selbst wenn, dann ja auch die

Freundin einverstanden sein müsste, glaube ich nicht, dass unsere Kinder dann Chinesen wären. Es sei denn, wir würden in China leben. Aber warum sollten wir? Und selbst wenn, in sechzig Jahren bin ich hundert Jahre alt. Wenn man in diesem

Alter noch mal Vater wird,
sollte man wirklich nicht
erwarten, dass das Kind
einem ähnlich sieht. Wäre ja
auch für das Kind nicht
schön.

Denke manchmal bei den
ganzen siebzigjährigen
Männern, die noch mal Vater
werden, dass ich als kleines

Kind auch geglaubt habe, ich könnte den Fernseher durch Zauberkraft an- und ausschalten. Dabei hat mein großer Bruder das heimlich mit der Fernbedienung gemacht. Aber das ist vielleicht auch ein unglücklicher Vergleich.

Der Mann mit dem Handy
hat mittlerweile Gesellschaft
bekommen. Zwei weitere
Herren sind jetzt in die kleine
Ecke mit Empfang gegangen,
um da zu telefonieren.

Misstrauisch beäugen sie
sich. Sie vermuten wohl,
einer könnte dem anderen das

Netz wegempfangen. Sie könnten auch rausgehen, aber es regnet heftig. Da muss man sich entscheiden. Kein Netz oder nass werden. In dieser Ecke von Paderborn gibt es im Moment leider nur zwei Quadratmeter überdachtes Handynetz.

Das Gespräch eines der

Männer nimmt einen
unglücklichen Verlauf. Er
wirkt zunehmend defensiv,
man hört den
Gesprächspartner durchs
Telefon schreien.

Entschließe mich zu einer
guten Tat. Gehe zu dem
Mann und zerre ihn am Arm

aus dem

Handyempfangsbereich.

Anfangs ist er verwirrt, aber
dann begreift er das

Geschenk, ruft noch in den

Hörer: «'tschuldigung, das

Netz wird schwächer!» Man

hört es Knistern, Knacken,

dann ist das Gespräch weg.

Er lächelt. Hier ist er erst mal

sicher, er darf das Funkloch
nur nicht verlassen.

Holger, ein Freund, hat mir
vor einiger Zeit mal eine
Erfindung vorgestellt. Den
«Kein-Netz-Sack». Einen
Sack, der jedes Handynetz
unterdrückt und den man bei
Bedarf, wenn Gespräche blöd

verlaufen, einfach über das Handy ziehen kann. So einen Sack könnte man natürlich auch für normale, also Augen-in-Auge-Gespräche entwerfen. Den «Ich-hör-gar-nicht-mehr-zu-Sack», den man sich, wenn das Gespräch aus dem Ruder läuft, einfach über den Kopf ziehen kann.

So als stille Botschaft an den
Gesprächspartner. Obgleich
es schon
gewöhnungsbedürftig wäre,
wenn man dann überall in der
Stadt Leute mit solchen «Ich-
hör-gar-nicht-mehr-zu-
Säcken» auf dem Kopf sähe.
Vermutlich wären solche

Säcke bei vielen Gesprächen
sogar eine eloquentere
Reaktion, als still in
Kommunikationsduldungsstar
zu verharren. Trotzdem
würden sie aber auch
garantiert wieder zu endlosen
Diskussionen führen.

Getauschte Tage

Freitagnachmittag. Habe mich mit Mara im Blumencafé im Prenzlauer Berg verabredet. Sie sitzt allerdings in einem Café in Barcelona, wo sie für zwei Jahre lebt und arbeitet. Wir werden uns gegenseitig Mails

schreiben. Das hätten wir natürlich auch von zu Hause aus gekonnt, aber Mara findet das doof. Sie besteht darauf, dass man auch für Mailverabredungen die eigenen vier Wände verlässt. In ein schönes Café geht. Dadurch bekommt die Verabredung etwas

Würdigeres, sie gewinnt an Wertigkeit. Sagt Mara. Daher sitzt sie in einem schönen WLAN-Café in Barcelona, und für mich sucht sie immer Orte in Berlin aus, die ihr fehlen, wo ich dann hinfahren muss, um mit ihr zu mailen. Natürlich könnten wir auch

noch viel schneller, moderner
und komfortabler per Skype,
Facebook, WhatsApp oder
Ähnlichem chatten. Aber wir
sind altmodisch. Wir
unterhalten uns noch per
Mail. Die ganz alte Schule.
So, wie man es eben immer
schon gemacht hat. Das ist so
eine Art Internetnostalgie.

Leider misstraut mir Mara ein wenig. Also hinsichtlich der Frage, ob ich auch wirklich in den Cafés sitze, in die sie mich bestellt hat, oder es einfach nur behauptete. Es hat da wohl schon Fälle gegeben, wo ich mich offensichtlich vertan habe,

also Mara, weil es ihr nun mal wichtig ist, gesagt habe, ich säße im gewünschten Café, aber tatsächlich versehentlich zu Hause in der Küche hockte. Im Prinzip nur eine harmlose Verwechslung der Räume meinerseits. Kann ja schnell mal passieren.

Wer hat nicht schon

stundenlang im Café
geessen und auf einen
Freund gewartet, um dann
plötzlich und überraschend
von ebendiesem mittlerweile
wütenden Freund am Telefon
zu erfahren, dass man selbst
ja gar nicht, wie
angenommen, die ganze Zeit

im Café sitzt, sondern
versehentlich noch im Bett
liegt und schläft. So eine
eigentlich harmlose
Verwechslung der Räume
kann einem unglaublichen
Ärger bescheren.

Seinerzeit hat Mara wohl
ein paar Stunden nach
unserer Verabredung noch

mal wegen irgendwas auf dem Festnetz angerufen und dann tragischerweise von anderen Bewohnern erfahren, dass ich die Wohnung den ganzen Tag noch nicht verlassen hatte. Als ich kurz darauf hiervon erfuhr, also von der Tatsache, dass ich

den ganzen Tag die Wohnung
noch nicht verlassen hatte,
war ich natürlich auch
bestürzt, was Maras
Verärgerung aber nicht
verringerte.

Seitdem muss ich ihr per
Handy Fotos schicken, mit
denen ich den Weg von
meiner Wohnung bis zum

Café dokumentiere. Mit aktueller Zeitung und öffentlichen Uhren.

Zusätzlich muss ich vom Café aus anrufen, und mit der Bedienung will Mara meistens auch noch sprechen, um ganz auf Nummer sicher zu gehen. Wahrscheinlich

wäre es mittlerweile
einfacher und womöglich
auch günstiger, mal eben
schnell nach Barcelona zu
fliegen, um sich mit ihr zu
treffen.

Mara schreibt mir aus
einem Café in Barcelona, in
dem die Leute ihren Tag
tauschen können. Man geht

in dieses Café und notiert auf
einem Zettel, was man an
diesem, am nächsten oder
irgendeinem nicht fernen Tag
zu tun hat, beispielsweise mit
dem Hund Gassi gehen,
Bücher in die Bibliothek
zurückbringen, Einkäufe
erledigen, Post- oder

Ämtergänge, so Sachen.

Diesen Zettel hängt man dort an eine Pinnwand und liest sich dann die Zettel mit den Tagesabläufen der anderen Gäste durch. Und wenn man einen interessanten Tag findet, dann kann man sich mit dem anderen verständigen. Einfach den

Tag tauschen, also die Sachen des anderen abarbeiten, und der erledigt dann für einen selbst die eigenen Sachen. Diese Tagtauschbörse laufe super, das Café sei ständig voll, schreibt Mara.

Klar, die Pflichten oder

Aufgaben von anderen
erscheinen einem ja häufig
viel einfacher als die
eigenen. Eigentlich sehr
sinnvoll, schlicht mal zu
tauschen. So profitieren alle.
Natürlich sind sehr
persönliche Dinge wie
Zahnarzt- oder
Friseurtermine oder auch

sexueller Kontakt mit Freund
oder Freundin bei dieser
Tagestauschbörse tabu.

Obwohl solche

Extremvarianten inzwischen
auch schon mal angedacht
wurden.

Klingt verlockend. Für
einen Tag praktisch mal mit

jemandem das Leben
tauschen. Bei voller
Rückgabegarantie. Ich war
genau so lange begeistert, bis
plötzlich eine der Mails von
Mara versehentlich mit
«José» unterschrieben ist.
Unglaublich, aber
wahrscheinlich hat sie
tatsächlich unsere

Verabredung, also quasi
mich, weggetauscht. An
einen spanischen
Germanistikstudenten.

Was sie wohl für mich
bekommen hat? Hoffentlich
was genauso Schönes.

Das Wittener Raum-Zeit-Phänomen

Freitagmorgen, 10.30 Uhr.

Sitze am Hauptbahnhof in

Witten und warte auf die S-

Bahn. Eigentlich habe ich auf

die Regionalbahn gewartet,

aber die fährt nicht, wegen

Lokführerstreik. Deshalb

warte ich jetzt auf die S-Bahn. So lange, bis durchgesagt wird, dass auch die nicht fährt, wegen Lokführerstreik. Dann warte ich wieder auf die Regionalbahn.

Das geht jetzt seit 8.30 Uhr so. Ich weiß nicht, wer schon einmal am Hauptbahnhof

Witten war und da zwei
Stunden auf Züge, die nicht
kommen, gewartet hat. Man
muss wissen, Attraktionen im
engeren Sinne hat der
Hauptbahnhof Witten eher
wenige. Genaugenommen hat
er nur eine Attraktion.
Nämlich Züge, die vom

Hauptbahnhof Witten
wegfahren. Wer schon
einmal zwei Stunden ohne
abfahrende Züge am
Hauptbahnhof Witten
verbracht hat, der weiß, er
wird nie wieder in seinem
Leben den wunderschönen
Satz sagen können: «Mir war
noch nie so langweilig.»

Der Mann neben mir, der
seit anderthalb Stunden
völlig regungslos auf der
Bank sitzt und auf die
Schienen starrt, holt plötzlich
einen Handspiegel raus und
hält ihn sich vors Gesicht.
Wahrscheinlich um zu
gucken, ob er noch atmet. Als

der Spiegel beschlägt, höre
ich ihn enttäuscht seufzen. Er
steckt den Spiegel wieder
ein. Dafür redet er mit einem
Mal: «Wenn unsere Erde
wirklich nur ein Staubkorn
im Universum ist, dann
könnte meinetwegen jetzt
mal wirklich einer putzen
kommen.»

Danach kippt er zur Seite.

Wahrscheinlich ist er nun doch endlich tot. Zumindest lächelt er. Na ja, immerhin hatte er einen schönen letzten Satz. Etwas weiter vorne, in den Bahnsteigbereichen A und B, liegen auch schon ein paar Fahrgäste.

Laut Stephen Hawking
kann Zeit, wenn sie zum
völligen Stillstand kommt,
implodieren und sogar
Materie zerstören. Wodurch
dann diese Raum-Zeit-
Löcher oder Anomalien
entstehen. Kannste mal
sehen. Hätte nie gedacht,

dass ich bei so einem
astrophysischen Phänomen
mal dabei sein würde. Erst
recht nicht hier, auf dem
Hauptbahnhof Witten.

Wenn nicht bald ein Zug
kommt, wird es wohl kaum
Überlebende geben. Das
Service- und
Reinigungspersonal vor dem

Hauptgebäude guckt auch schon genervt. Vermutlich weil so eine Aus-Langeweile-Sterberei hier in Witten nicht das erste Mal passiert.

Sollte mir vielleicht langsam mal einen Satz überlegen, den ich als letzten sagen könnte. Vielleicht so

etwas wie: «Auf Gleis 3 hält
jetzt Einfahrt der
Regionalexpress nach
Essen.»

Ja, das ist ein verdammt
guter letzter Satz. Stelle fest,
ich habe ihn gar nicht nur
gedacht, er ist sogar aus den
Lautsprechern gekommen.

Wahrscheinlich habe ich

das kraft meines Geistes
ausgelöst. Konnte ich
womöglich, weil das Raum-
Zeit-Kontinuum bereits
beschädigt war. Und da fährt
der Zug auch schon ein. Alle
Toten stehen wieder auf und
steigen in die Waggonen. Als
wäre nichts gewesen.

Wahnsinn! Wahrscheinlich
habe ich die jetzt alle
gerettet. Mit meinem Satz
habe ich alle gerettet! Aber
meinste, da bedankt sich mal
einer? Kannste lange warten.

Man weiß ja, wie die Leute sind

Mein Vater sagte immer, in Berlin würde er nun wirklich nicht leben wollen. Das könne er sich nicht vorstellen. Dort würde er sich niemals wohl fühlen.

Grund zu dieser Meinung

gaben ihm allerdings nicht
die Größe, der viele Verkehr,
die Hektik, die Anonymität
oder die Schroffheit Berlins.
Auch nicht die Luft, die so
viel schlechter als in seinem
niedersächsischen Dorf war,
oder der ständige Lärm.
Nein, der tiefere Grund,
weshalb er fest davon

überzeugt war, niemals auf
Dauer in Berlin leben zu
können, lag in einem
Erlebnis während seines
ersten Besuchs bei mir, Ende
der achtziger Jahre. Damals
hatte er mir, knapp ein Jahr
nach meinem Umzug, noch
letzte Dinge nach Berlin

gebracht. Gegenstände, die ich, wie er fand, dringend benötigen würde. Ich erinnere mich noch gut an das vorangegangene Telefongespräch:

– Du, Junge, hier steht ja doch noch einiges Zeug von dir rum, ne.

– Ja, Papa, ich weiß, aber

das brauche ich alles nicht mehr. So was kann ich hier schneller und einfacher bekommen, gebraucht über die «Zweite Hand».

– Ja ... Aber hier steht das ja nu auch man nur im Weg rum, ne.

– Ich weiß. Meinetwegen

kann das alles weg.

– Ja ... Kann alles weg?

– Kann alles weg.

– Ja ... Dann bring ich dir

das mal nach Berlin, dann ist
das hier alles weg.

Rund vier Wochen später
kam er tatsächlich mit einem
vom Nachbarn geliehenen
VW-Bus, der bis oben hin

beladen war mit Kram und Möbeln. Zu drei Vierteln allerdings mit Möbeln, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Ich versuchte, diesen Umstand vorsichtig zu kritisieren.

– Papa, was in Gottes Namen ist das alles für Zeug?

– Ja ... Als ich gesagt hab
... dass ich zu dir nach Berlin
fahre ... weil du noch Möbel
brauchst ... da haben alle in
der Nachbarschaft mal
geguckt, was sie noch so
überhaben.

– Papa, ich habe gesagt,
ich brauche überhaupt nichts!

– Ja ... Das sind zum Teil noch richtig gute, teure Sachen ... Musste nur vielleicht so 'n bisschen mit Leim ... Dann sind das noch gute Sachen.

– Papa, hast du mir denn gar nicht zugehört?

– Ja ... Natürlich ... Aber

du weißt ja, wie die Leute sind.

Das war das Königsargument meines Vaters. Wann immer er in Gefahr geriet, eventuell einen Fehler zugeben zu müssen, befreite er sich mit einem alles erklärenden «Du weißt ja, wie die Leute sind».

Speziell bei Klagen meiner

Mutter:

– Sag mal, wo ist
eigentlich die Milch? Ich
sehe gar keine Milch bei den
Einkäufen. Fehlt die etwa?

– Ja ... die fehlt. Hatte ich
eigentlich kaufen wollen,
aber ... du weißt ja, wie die

Leute sind.

Wenn mein Vater sein Königsargument gebracht hatte, erübrigte sich jede weitere Diskussion. Das war auch mir seit frühesten Kindheit klar. Also trugen wir die circa vier Kubikmeter Sperrmüll in meine kleine Wohnung. Dann drückte er

mir einen Stapel

Briefumschläge in die Hand:

«Hier ... deine Mutter hat schon mal die Karten, mit denen du dich ganz herzlich bei den Nachbarn bedankst, vorbereitet. Musste nur noch unterschreiben und abschicken ... du weißt ja,

wie die Leute sind.»

Später, am Nachmittag,
gingen wir dann noch
gemeinsam ein wenig durch
mein Berliner Viertel, bis wir
uns in ein Café setzten, wo
schließlich das geschah,
weshalb mein Vater später
und für alle Zeiten
verkündete: «Berlin? Nein,

das kann ich mir nun
wirklich nicht vorstellen,
dort zu leben.»

Denn als der Kellner kam,
brachte er eine Karte und
fragte meinen Vater, ob er
frühstücken wolle.

Ich werde nie das Gesicht
meines Vaters vergessen.

Wie versteinert saß er
stockgerade auf seinem Stuhl
und starrte den Kellner an.

Um fünfzehn Uhr am
Nachmittag, draußen wurde
es schon langsam wieder
dunkel, wurde er gefragt, ob
er denn frühstücken wolle.

Ganz langsam, schweigend
und beinah verängstigt

schüttelte er den Kopf. Erst einige Minuten später, als er sich einigermaßen gefangen hatte, fragte er mich leise:

«Und wann esst ihr Mittag?»

Später machte er bei jedem meiner Besuche in der Heimat, wenn er mich um acht Uhr morgens weckte,

den schönen Witz:

«Abendbrot ist fertig!» Rund
zwanzig Jahre lang machte er
diesen Witz. Und wir fanden
ihn beide jedes Mal wieder
lustig.

Daran musste ich denken,
als ich kürzlich in meinem
wirklich ziemlich kleinen
Heimatort ein neues Café

entdeckte, das Frühstück bis
achtzehn Uhr anbot. Bis
achtzehn Uhr! Meine Herren!
Aber gut, ich meine, man
weiß ja, wie die Leute sind.

Altersvorsorge in Gütersloh

Am frühen Abend in Gütersloh vor einem Lokal in der Nähe des Bahnhofs. Zwei Männer sitzen draußen an einem Tischchen. Der eine trinkt Bier, der andere redet.

– Mir will einfach nicht in

den Kopf, wieso du jeden
Abend hier noch unbedingt
ein Bier trinken musst. Das
ist doch nicht gut.

Der Trinkende verzieht
keine Miene, antwortet aber
trotzdem.

– Ein Bier schadet nicht.

– Ja, aber es nützt auch
nichts. Und außerdem, jetzt

rechne mal nach. Jeden
Abend trinkst du hier ein
Bier für zwei Euro. Das sind
im Jahr siebenhundertdreißig
Euro. Jetzt lass mal dreißig
Jahre weitergucken. Dann
wären das, Moment,
einundzwanzigtausendneunhu
Hübsche Summe. Jetzt stell

dir mal vor, du würdest statt
des Biers jeden Abend zwei
Euro in die Büchse werfen,
dann hättest du in dreißig
Jahren diese Riesensumme
beisammen. Wär das nicht
was?

Der andere nimmt in Ruhe
einen weiteren Schluck und
schüttelt dann den Kopf.

– Wer weiß denn, was in
dreißig Jahren ist? Außerdem
wäre mir das zu riskant.

– Was?

– Na, das Geld zu sparen,
statt es zu vertrinken. Wäre
mir zu riskant.

– Was ist denn daran
riskant?

– Jetzt stell dir mal vor,
ich trinke die dreißig Jahre
und merke dann: Ach Mist,
ich hätte doch lieber sparen
sollen. Wäre viel schöner,
wenn ich jetzt das ganze Geld
hätte.

Er nimmt noch einen Hieb
Bier, als wolle er damit sein

Nachdenken sichtbar
machen, bevor er, den Blick
in der Weite der
Einbahnstraße verlierend,
weiterredet.

– Dann könnte ich das
vielleicht wiedergutmachen.
Könnte mir diese
einundzwanzigtausendneunhu
Euro auch anderweitig

besorgen. Es wäre sicherlich nicht einfach, aber das ginge womöglich. Irgendwie. Stell dir jetzt dagegen mal vor, ich hätte die ganze Zeit gespart und nach dreißig Jahren merke ich: Ah, hätte ich doch lieber getrunken! Die ganze Zeit! Wie soll ich das je

wieder aufholen? Jeden Tag
einen halben Liter. Dreißig
Jahre lang. Das wären rund
fünftausendvierhundert Liter
Bier. Das schafft man doch
gar nicht! Und wenn doch,
käme ich ja zu nichts
anderem mehr. Den ganzen
Rest meines Lebens müsste
ich praktisch ununterbrochen

Bier trinken. Was für ein Stress! Das macht doch irgendwann gar keinen Spaß mehr. Nein, so stelle ich mir meinen Lebensabend nicht vor. Nur trinken, trinken, trinken. Da arbeite ich jetzt lieber in Ruhe vor, damit es mir im Alter mal besser geht

und ich nur so viel trinken muss, wie ich auch schaffen kann.

Der andere nickt.

– Verstehe. Dann ist dieses Bier, das du hier jeden Abend trinkst, für dich so eine Art Altersvorsorge?

– Ganz genau. Meine Altersvorsorge hat viele

Säulen. Und dieses Bier
jeden Abend ist sicherlich
eine der wichtigsten. Noch
wichtiger als diese ganze
Sparerei ist nämlich, dass
man immer auch gute und
schöne Sachen macht, weil
wer davon zu wenig auf die
hohe Kante legt, schafft das

im Alter ...

Der Rest seines Satzes
geht leider in einem
gewaltigen Rülpsen unter.
Sein Freund hat ihn aber
trotzdem verstanden.

Ich bin mir nicht sicher, ob
vor einem Bahnhofslokal in
Gütersloh zu sitzen wirklich
ein wichtiges,

unvergessliches Erlebnis ist,
von dem man im Alter noch
lange zehren kann. Trotzdem
habe ich in den letzten Jahren
von verschiedenen
Finanzfirmen sehr viele
deutlich unseriösere
Vorsorgemodelle gesehen
und auch angeboten

bekommen.

Zahle drinnen mein Essen
und bringe den beiden auf
dem Rückweg zwei frisch
gezapfte Biere mit.

«Hier! Schon mal eine
Bonuszahlung in Ihren
Rentenfonds.»

Die Männer sind sehr
zufrieden. Ich glaube nicht,

dass sie ihr Vorsorgemodell
noch einmal ändern werden.
Warum auch?

Das Etablissement im Zug

Sitze im Zug Richtung Berlin
und lese einen
Zeitungsartikel, in dem es
darum geht, dass
Meerschweinchen depressiv
werden können, wenn man
nachts in der Wohnung

häufig das Licht an- und ausmacht. Denke: Wahnsinn, wofür ich mich so alles interessiere. Überlege, wie viele meiner Freunde wohl so einen Artikel mit ehrlichem Interesse lesen würden.

Wahrscheinlich keiner. Stelle dann fest, der Artikel ist auch noch sehr verquast und

langweilig geschrieben.

Super. Vermutlich wird
niemand auf der ganzen Welt
diesen Artikel bis zum Ende
lesen. Außer mir. Fühle mich
ein bisschen wie ein Held.

In Hannover steigt ein
Mann zu und stellt seinen
Papp-Kaffeebecher am

letzten freien Platz mit Tisch
ab. Während er etwas weiter
hinten im Wagen seinen
Koffer verstaut, kommt ein
anderer Mann und setzt sich
direkt auf diesen Platz. Ein
Streit entsteht. Die beiden
werden ziemlich laut. Ich
versuche, mich auf meinen
Meerschweinchenartikel zu

konzentrieren. Schließlich bleibt der zweite Mann am Tisch sitzen. Der erste mit dem Kaffee setzt sich direkt dahinter auf einen Platz ohne Tisch und schaut sehr, sehr böse. Dann holt er eine Tüte mit frisch gebrannten Mandeln, wahrscheinlich

direkt vom Bahnhofsmarkt in Hannover, heraus. Die Mandeln duften unglaublich, geradezu betörend. Ich kann mich kaum noch auf meinen Artikel konzentrieren.

Der Mann am Tisch beginnt zu telefonieren. «Ja, hallo, Schatz. Du, ich sitze im Zug ... Ja, ich muss

dringend noch mal in die
Zentrale nach Berlin ...

Natürlich ... Doch, doch,
aber es wird heute leider sehr
spät ...» Er macht ein
bedauerndes Gesicht.

Doch dann geschieht etwas
Unerwartetes. Der verärgerte,
von seinem Platz verdrängte

Mann, der direkt hinter ihm sitzt, beugt sich vor und ruft in Richtung des Handys: «Ja, da haben Sie aber wirklich nicht zu viel versprochen.

Das ist ja ein tolles

Etablissement hier! Wusste gar nicht, dass es so was in Hannover gibt. Großartig, ganz großartig!! Und die

Mädels. Ha, die sind ja vom Allerfeinsten!!!»

Mit weit aufgerissenen Augen starrt der Tischmann nach hinten, stammelt in sein Telefon. «Nein, nein, Schatz ... Da ist nichts. Nur ein Idiot hier im Zug, der sich einen Scherz erlaubt.»

Der Mandelmann brüllt
jetzt noch lauter: «Na, na,
junge Frau, jetzt lassen Sie
den Mann doch in Ruhe
telefonieren! Er hat doch
gesagt, er muss nur dieses
lästige Telefonat hinter sich
bringen, und dann ist er ganz
für Sie da.»

Ich muss zugeben, das ist
jetzt sogar noch interessanter
als der Artikel über
depressive
Meerschweinchen. Lasse die
Zeitung sinken.

Der Tischmann ist nun in
respektabler Panik.
Verzweifelt hält er mir das

Telefon hin, ruft: «Bitte,
sagen Sie doch meiner Frau,
dass wir wirklich im Zug
nach Berlin sitzen und nur so
ein Spinner hier Randalie
macht!»

Ich schaue auf das
Taschentelefon und überlege.
Plötzlich sehe ich, wie mir
der Mandelmann in der

offenen Hand drei wunderbar
duftende Mandeln hinhält.

Entschließe mich zu einem
Kompromiss und sage: «Was
nützt dem Wolf die Freiheit,
wenn er das Schaf nicht
fressen darf?»»

Der Tischmann reißt sein
Handy zurück und beginnt

jetzt fast ins Gerät zu weinen.
Der Mandelmann hingegen
verteilt ungerührt Mandeln
an alle Mitreisenden. Die
machen dafür Geräusche in
seinem Sinne. Innerhalb
kürzester Zeit klingt der
ganze Waggon wie ein
besoffenes Bordell in
Hannover. Beziehungsweise

so, wie wir uns ein
besoffenes Bordell in
Hannover vorstellen.

Irgendwann schreit der Mann
am Tisch: «Es ist gut jetzt!
Sie hat aufgelegt, Sie können
aufhören!»

Aber es dauert noch eine
ganze Weile. Mindestens vier

oder fünf Minuten, bis sich wirklich der ganze Wagen wieder beruhigt hat. Dann nimmt der Tischmann seine Sachen und geht deprimiert und verärgert zum Speisewagen.

Der Mandelmann setzt sich an den Tisch und ist sehr zufrieden. Kurz darauf

jedoch murmelt er
nachdenklich: «Aber der Frau
gegenüber ist es gemein.»

Alle Mitreisenden
stimmen ihm zu. Ich werde
auserwählt, mit dem Handy
des vergraulten Mannes vom
Speisewagen aus seine Frau
anzurufen und alles

aufzuklären.

Nachdem ich ihn gefunden habe, wählt der Mann auch sofort die Nummer und gibt mir sein Smartphone. Als ich seiner Frau alles gestehen will, unterbricht sie mich schnell: «Ach, das weiß ich doch, dass das im Hintergrund gespielt war.

Denken Sie, ich bin
bescheuert? Das war übrigens
sogar ziemlich schlecht
gespielt. Aber ich dachte,
Gott, man weiß ja, wie die
Leute sind. Spiele ich eben
einfach mal mit und lasse
meinen Mann ruhig ein
bisschen schwitzen. Das tut

ihm auch mal ganz gut. Jetzt würde ich aber gern wieder zu meiner Zeitung zurück. Ich lese hier nämlich gerade einen sehr interessanten Artikel über depressive Meerschweinchen.»

Sie legt auf. Ich sage dem Mann, es sei alles geregelt, er solle ihr aber vielleicht etwas

aus Berlin mitbringen,
worüber sie sich freue. Gehe
dann zu meinem Platz, zu
meiner Zeitung zurück. Ein
gutes Gefühl, irgendwie doch
nicht ganz allein zu sein.

[zur Inhaltsübersicht]

Über Horst Evers

Horst Evers, geboren 1967 in der Nähe von Diepholz in Niedersachsen, studierte Germanistik und Publizistik in Berlin. Er jobbte als

Taxifahrer und Eilzusteller
bei der Post und gründete
1990 zusammen mit
Freunden die Textleseshow
«Dr. Seltsams
Frühschoppen», die bald zur
erfolgreichsten Lesebühne im
deutschsprachigen Raum
wurde. Horst Evers erhielt u.
a. den Deutschen

Kabarettpreis (2002) und den Deutschen Kleinkunstpreis (2008). Jeden Sonntag ist er auf radioeins zu hören. Seine Geschichtenbände, zuletzt «Für Eile fehlt mir die Zeit», sind Bestseller. Horst Evers lebt mit seiner Familie in Berlin.

[zur Inhaltsübersicht]

Über dieses Buch

Wär doch gelacht! Horst
Evers' grandios komische
Geschichten über Unbill und
Tücken des Alltags
Warum erfindet der

Mensch elektrische
Zahnbürsten, aber keinen
Mülleimer, der selbständig in
den Hof runtergeht und sich
ausleert? Gibt es eine
Altersvorsorge, die auch
schon in jungen Jahren
glücklich und zufrieden
macht? Wie hält man vor
einem Kater dessen

Kastration geheim? Wie die Tücken des Hier und Jetzt auch aussehen mögen: Horst Evers hat zwar nicht immer eine Lösung parat, kann aber so lustig und liebevoll davon erzählen, dass man schon wieder froh ist, dass es die Probleme gibt. Darüber

hinaus absolviert Evers eine
Ausbildung zum Wikinger,
entdeckt mit seiner Tochter
eklige Wörter
(«Currywurstsmoothie») und
bringt die wahren Gründe ans
Licht, warum der Berliner
Flughafen einfach nicht
fertig wird. Seine
Exkursionen treiben ihn in

einen Riss des Raum-Zeit-Kontinuums am Hauptbahnhof Witten, führen ihn zu existenziellen Fragen in Cottbus («Was nützt dem Wolf die Freiheit, wenn er das Schaf nicht fressen darf?») und natürlich auch in die unendlichen Weiten der

zwischenmenschlichen

Beziehungen: «Wäre ich du,
würde ich mich lieben.» In
seinem neuen

Geschichtenband ist Horst
Evers weit davon entfernt,
auch nur einen einzigen
Ratschlag zu erteilen, hilft
aber trotzdem!

[zur Inhaltsübersicht]

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt
Verlag, Reinbek bei
Hamburg, November 2013
Copyright © 2013 by
Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Dieses Werk ist
urheberrechtlich geschützt,
jede Verwertung bedarf der
Genehmigung des Verlages
Umschlaggestaltung Frank
Ortmann
(Umschlagabbildung: Bernd
Pfarr, Illustration aus «Die
Herren der Schöpfung», ©

VG Bild-Kunst, Bonn 2013)

Schrift DejaVu Copyright ©

2003 by Bitstream, Inc. All

Rights Reserved. Bitstream

Vera is a trademark of

Bitstream, Inc.

ISBN Printausgabe 978-3-

87134-762-7 (1. Auflage

2013)

ISBN E-Book 978-3-644-

11451-7

www.rowohlt.de

Wie hat Ihnen das Buch
«Wäre ich du, würde ich
mich lieben» gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre
Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen
von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.